

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
 Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf., pränumerando (frei in's Haus).
 Einzelne Nummer 15 Pf.
 Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
 SO. (26), Elisabeth-Ufer 55.
 Ausgabe für Speditoren:
 „Volksblatt“, Bentzstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
 Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
 Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55
 Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 16.

Sonnabend, den 18. April 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Der Sumpf. — Das Einkommen-
 Steuergesetz und das Herrenhaus. — Die Börse als
 Heimstätte des modernen Raubritterthums. — Die
 Vertheilung des Einkommens. — Immer tiefer hinein.
 — Die Zunahme der Fabrikarbeiter-Bevölkerung in
 Sachsen. — Der Tribut des Moloch. — Erklärung.
 Gedicht. — Novelle. — Habel's Begründung des
 deutschen Reiches durch Wilhelm I. — Der australische
 Postarbeiterstreik. — Die Bevölkerungsabnahme
 in Frankreich. — Eine Lohnstatistik, und Folgerungen,
 welche aus ihr zu ziehen sind. — Die Zunahme des
 National-„wohlstandes“ in Sachsen pro Kopf. — Vom
 Reichstag.

Aus der Woche.

— se — Die königliche Gewehrfabrik zu Erfurt hat die
 für die Arbeiter bestimmte Hausordnung dahin erweitert,
 daß jeder sofortige Entlassung zu gewärtigen hat, wenn
 bekannt wird, daß er einem sozialdemokratischen Verein
 angehört, für einen solchen wirkt oder Beiträge sammelt.
 Der Sozialdemokrat darf also die „Anarre“ tragen, sie
 aber machen darf er nicht. Uebrigens hatte ja auch der
 von den liberalen Pressesofaten über den grünen Alee gelobte,
 verfloßene Kriegsminister dem Verband Berliner Metall-
 Industrieller schriftlich versprochen, dahin zu wirken, daß
 „sozialdemokratische Arbeiter von der vaterländischen Arbeit“
 ausgeschlossen werden.

— Elberfelder Jagdpächter haben in der Gegend zwischen
 Hochdahl und Haan den Boden mit Stücken stark vergifteter,
 seiner Leberwurst stellenweise belegt. Ein armer Arbeiter
 fand ein solches Stück und nahm es mit nach Hause.
 Nur durch einen Zufall wurde seine Frau davor bewahrt,
 sich zu vergiften. Sollten diese mordlustigen Nimrode
 nicht Elberfelder Fabrikanten oder Fabrikantensöhne ge-
 wesen sein!

— Im Kultusministerium wurde zu Gunsten der
 nothleidenden schlesischen Weber ein Bazar veranstaltet.
 Das Glück war günstig; um ganze 29 000 Mark wurden
 Webwaaren verkauft. Die schlesischen Weber sind jetzt satt,
 zufrieden, und werden fett werden. Sollte ihnen noch
 etwas fehlen, so wird ihnen ein Bibelspruch übermittelt werden.

— Ein „treuer Freund und Verehrer“ — der Herr
 wird wohl nichts dagegen haben, wenn wir seinen Namen
 verrathen: Louis Israels heißt der Edle — hat Bismard
 zum Geburtstag einen ostfriesischen Knüppelkuchen verehrt
 und einen Glückwunsch beigepackt. Dagegen ließe sich nun
 nichts einwenden. Aber dem unglücklichen Spender ist es
 eingefallen, seinen Glückwunsch in poetischer Form zur Welt
 zu bringen. Und da gestatten wir uns schon die Ver-
 muthung: War der Kuchen von derselben Qualität wie
 die Verse, dann hat die alte Kadetenliste sicher Bauchweh
 bekommen. Der ostfriesische Barde reimt auf „Kämmelkäse“
 — „Ostfriesen“. Das mag ja sehr lokalpatriotisch sein,
 schön und richtig ist es schon wieder weniger. Uns scheint
 immer, Herrn Israels Dichtergaul könne man das Fließ
 scheeren. Hört er nicht auf den Namen Haideschnude?

— Die Hildesheimer Zuderraffinerie vertheilt im ver-
 flossenen Jahre 72 Prozent Dividenden, außerdem erhielt
 der Direktor ein Weihnachtsgeschenk von 18 000 Mark.
 Und von so einem Pappenstiel sollen die armen Aktionäre
 leben können!

— In Folge sozialdemokratischer Beifallskundgebungen
 wurde Juldas „Berlorenes Paradies“ auf Wunsch der
 Behörde vom Repertoire des Theaters zu Chemnitz abgesetzt.
 So eine Behörde hats gut. Sie darf nur wünschen, und
 Alles liegt ihr zu Füßen. Und wie fürsichtig und vor-
 sorglich sie ist. Nicht einmal ein Paradies entbehrt ihrer
 Objsorge. Und es ist vielleicht gut so. Die Arbeiter hätten
 sich beim Beifallsklatschen die Hände beschädigen können.
 Das aber sind Arbeitsinstrumente sozusagen und gehören
 den Fabrikanten und dem Staate.

— Wilhelm Bismard, die letzte Säule des Haus-
 meierthums im Staatsdienste, soll aus dem Welfensfonds
 alljährlich 6000 Mark bezogen haben. Das muß man
 dem alten Bismard lassen, ein tüchtiger Hausvater war

er und ein praktischer dazu. Darum hat er auch etwas
 auf die hohe Kante legen können für seine alten Tage,
 und es ist ihm wohlgegangen all seine Jahre.

— Den armen Millionären geht es immer schlechter.
 Die österreichische Regierung will gegen die Kartelle und
 Ringe losgehen, der Arbeiter will sich auch in diesem Jahre
 trotz aller Drohungen und allem freundlichen Zureden
 seine Maifeier nicht nehmen lassen. Und schon wieder ist
 ein Unglücksdonnerkeil in ihre Reihen gefahren; durch die
 ungewöhnliche Kälte des langen Winters sind alle Trüffel
 erfroren. Da soll der Teufel Millionär sein. Ohne
 getrüffelte Straßburger Gänseleber-Pasteten leben zu müssen,
 zählt sich unter keiner Bedingung aus. Da hört einfach
 die Gemüthlichkeit auf.

— Der Heilsarmee droht in Berlin Konkurrenz zu
 entstehen. Ein junger Kaufmann wachte eines Morgens
 mit dem Bewußtsein auf, er sei der beste General für
 eine „Friedensarmee“ den man sich nur denken könne.
 Gedacht, gethan. Die Gründung wurde ins Werk gesetzt.
 Der Riesensaal der Brauerei Friedrichshain wurde als
 Sammelplatz ausersehen und die gründende General-
 versammlung ausgeschrieben. Diese fand nun vor einigen
 Tagen statt. Zu derselben hatten sich mit den zehn
 Keulnern und fünf Journalisten 27 Personen eingefunden.
 Das wäre nun recht scheene gewesen. Aber wehe, wehe,
 dreimal wehe! Auch sechs Gläubiger befanden sich
 darunter und diese Unmenschen pfändeten mit einer Un-
 barmherzigkeit und Verwegenheit darauf los, daß dem
 anwesenden Vierteloberst wirklicher Friedensarmee Soldaten
 Hören und Sehen verging. Nicht einmal die 3 Mark
 60 Pf. in der Kasse schonten sie. Nun bestand das
 ganze Besitzthum der Armee aus Schulden. Unter
 jothanen Umständen war nicht einmal an einen Friedens-
 streik zu denken. Von den Herren Soldaten desertirten
 denn auch allsogleich 100 pCt. Zuletzt blieb nur noch
 der General auf dem Schlachtfelde allein übrig. Er
 setzte seinen Hut auf und konstatierte die Thatsache, daß
 es in den letzten Tagen sehr viel geregnet habe. Uebrigens
 werde er jetzt nach Hause gehen und sich die Geschichte
 noch einmal überlegen. Sollten die verehrten Anwesenden
 aber noch nach einer zweiten Unterhaltung verlangen, so
 sollten sie ihren Wunsch nur ungenirt aussprechen, er sei
 mit größter Freude bereit, dann sofort wieder eine Ver-
 sammlung einzuberufen.

— Der Norddeutsche Lloyd hat bei den Reichspost-
 dampferlinien nach Ostasien und Australien, trotz des
 Reichszuschusses von 4 400 000 Mark, noch das Sümmchen
 von 1 496 685 Mark zugelegt. Auch so eine Erbschaft
 aus der Bismard-Aera, diese Reichspostdampferlinien.
 O, beim deutschen Volke wird der „Altreichskanzler“
 noch lange in „theurem“ Andenken stehen!

— Die Berliner Fleischer-Innung agitirt beim
 Bundesrath für Ausschließung des geflochten amerikanischen
 Rindfleischs. Dasselbe sei ungesund. Ei, ei, die Ber-
 liner Fleischer wissen was gesund ist. Unlängst wurde
 ein Schlächter verdammt, weil er den Kadaver eines
 Hundes in die Würste hakte. Das war wohl auch
 gesund?! Vielleicht für den Geldbeutel des Betreffenden,
 das mag stimmen. Also nur langsam, immer schön
 sachte, es wissen auch noch andere Leute, was gesund ist.

— Aus der kürzlich aufgefundenen Schrift von
 Aristoteles ergibt sich, daß, wie alles, so auch unsere
 großartige Sozialreform schon dagewesen ist, nur waren
 die alten Griechen etwas anständiger, wie die modernen
 Deutschen. Alle Arbeitsunfähigen, deren Vermögen we-
 niger als dreihundert Drachmen betrug, erhielten täglich
 zwei Obolen Staatsunterstützung, ein Betrag, der nicht
 33 Pfennig ausmacht, sondern dem vollen „ortsüblichen
 Tagelohn“ gleichkam. Dafür war das aber auch das
 blinde Heidenthum, und nicht christlich-germanische Sozial-
 reform.

— Ein alter französischer Bourgeois, der 1871 mit
 Bismard unterhandelt hat, ist in der letzten Woche ge-
 storben. Wie die Nekrologe berichten, war er dem „Koloß
 des Jahrhunderts“ in Etwas über, nämlich im Saufen; und

das will was heißen, denn Bismard kann Etwas ver-
 tragen. Das hat ihm aber auch imponirt, und der be-
 sagte Bourgeois schrieb den Erfolg seiner Sendung ledig-
 lich diesem Umstande zu. Ja, ja, es kann nicht Jeder
 ein großer Mann sein, ein ausgepichteter Wagen gehört
 schon dazu.

— Die Polizei kann alles. Jetzt beaufichtigt sie
 sogar die Börse. Sie hat sich in der letzten Zeit über-
 haupt vielseitig gezeigt; sie hat die tiefsten politischen
 Kenntnisse entwickelt; sie hat bewiesen, daß sie die Aesthetik
 aus dem „ff“ versteht, besser als diese dummen Künstler;
 jetzt kennt sie sogar das ganze Börsentreiben und sieht
 den Jobbern auf die Finger. Gott, wie gut werden wir
 regiert! Was ist doch Dzenstierna für ein dummer Kerl
 gewesen!

— Seit einiger Zeit wurden Radirgummistücke ver-
 kauft mit einem Stempel, welcher das Bildniß des
 Kaisers trägt. Der Gebrauch dieses Gummis ist in den
 höheren Lehranstalten den Schülern nunmehr unterjagt
 worden mit dem Bemerkten, daß Gummistücke mit Kaiser-
 bildern den Knaben Veranlassung geben könnten, die
 Kaiserbilder zu verzerren.

— Der „Vorwärts“ druckt Altensätze ab, welche
 ein Komplott gegen die Arbeiterkoalitionen klarlegen. An
 der Spitze steht der Herr Kommerzienrath Friß Kühne-
 mann, bekannt durch eine sehr eigenthümliche Affaire bei
 einer Wohlthätigkeitsverlosung; es wäre interessant, wenn
 man diese Geschichte von einer Straße von Staat und
 Gesellschaft einmal wieder ausgräbe. Zweck des Ver-
 bandes der Edlen ist, Arbeiter, welche sich im Kampf für
 die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit hervorthun,
 brodlos zu machen.

Der Sumpf.

Als vor zwanzig Jahren das schmachbedeckte Kaiser-
 thum in Frankreich zusammenstürzte und die grauenhafte
 Verlotterung und Verklumpung zu Tage kam, welche sich
 unter dem Hermelin verborgen gehabt hatte, da dachten
 unsere guten hurrahschreienden Soldaten wohl nicht, daß
 ihre siegreichen Bajonette gerade bestimmt seien, diesen
 Schmutz in ihr Vaterland hinüber zu tragen.

Freilich, auch vor Bismard hatten wir schon
 Manches in diesem Genre gehabt; aber Deutschland
 und Frankreich waren doch noch nicht dasselbe; der Ver-
 wesungsgeruch war bei uns doch noch nicht so pene-
 trant, das Laster war noch nicht so schamlos, die Kläuf-
 lichkeit trug noch nicht so cynisch ihren Preis auf sich
 geschrieben, der Diebstahl prahlte noch nicht als Herrscher,
 die Prostitution als legitime Einrichtung, die Gefinnungs-
 losigkeit als Regel, neben der die Ehrenhaftigkeit — nicht
 verbrecherisch, nein, lächerlich war!

Was ist das kaiserliche Rom an Verdorbenheit,
 Byzanz an Erbärmlichkeit gegen diese Zeit! Wie Kapitel
 des Tacitus lesen sich die Berichte über das kriechende
 Parlament, die Angeber- und Spigelwirthschaft, die Ver-
 reicherung des leitenden Staatsmannes, die Verschleude-
 rung der Staatsgelder; wie ein Charakter der römischen
 Verfallzeit erscheint dieser Bismard, der ganz ruhig, bei-
 nahe verwundert, daß man etwas Anderes von ihm ver-
 langen kann, von sich erzählt, daß er nie Grundsätze ge-
 habt habe; der mit einem Cynismus sonder gleichen zu-
 giebt, daß anständige Leute nichts mit ihm zu thun haben
 wollen; der seinem Nebenbuhler Arnim sagte: Sie wollen
 Kanzler werden, aber wenn Sie es würden, so sähen Sie,
 daß es auch nichts ist; der die Menschheit verachtete und
 seine eigene Lumpenhaftigkeit zugab . . .

Bonaparte ist Bismards Lehrer gewesen; aber Bis-
 mard hat seinen Lehrer übertroffen; Bonaparte war ein
 Schwindler, er war ein Hochstapler auch noch auf dem
 Thron; aber er hatte noch zuviel Sentimentalität in sich
 und noch zu viel Illusionismus; er glaubte oft selbst an
 seinen Schwindel. Das hat Bismard nie gethan; Bis-
 mard hat stets in souveräner Höhe über seinen Hand-
 lungen gestanden, und das Einzige, was ihn beherrschte,

das nicht ihm, sondern dem er unterthan war, ist allein der Geist und die Habsier gewesen. Napoleon war gebrochen nach Sedan, denn er war sentimental; aber Bismarck war auch über diese Schwäche erhaben; er gerieth in Wuth über sein Sedan. Bonaparte war nach seinem Sturz bedauerndwerth, Bismarck wird nie bedauerndwerth sein, er wird hassenswerth bleiben, bis die Welt von ihm befreit wird.

Eine nach der andern kommen jetzt seine Thaten ans Licht, welche selbst dieser cyniker vor der Oeffentlichkeit hat verbergen wollen. Er hat sich nicht geschent, offen die Arbeiterklasse zu knebeln, damit sie nicht widersprach, wie er durch die Zölle seiner und seiner Freunde Taschen füllt; er hat sich nicht genirt, aus seinen Papierfabriken Papier und aus seinen Waldungen Telegraphenpapiere für die Posten zu liefern; er hat sich ganz öffentlich um die Miethsteuer in Berlin herumgedrückt; seinen großen oder kleinen Job hat er sich geschent, vor der Oeffentlichkeit zu zeigen. Aber es gab doch Dinge, die so arg waren, daß selbst er sie verborgen wissen wollte.

Was bis jetzt — wir stehen erst am Anfang der Enthüllungen! — bekannt geworden ist, gruppirt sich um die Verwendung des Welfenfonds.

Der Welfenfonds, eine Summe von 16 Millionen Thaler, wurde von Bismarck dem preussischen Landtag abgefordert als „Entschädigung“ für die Domänen und Schlösser an den flüchtigen König Georg von Hannover; ob diese Domänen und Schlösser dem König privatim gehörten, ist juristisch zweifelhaft, und juristisch zweifelhaft ist demnach auch ein derartiger Entschädigungsanspruch; der ob dieser ungewohnten Roblesse erstaunte Landtag bewilligte die Millionen, und an demselben Tage, wo das Gesetz Rechtskraft gewinnt, konfiszierte sie Bismarck, um die „welfischen Umtriebe zu bekämpfen“. Durch diesen Streich hatte unser Mann jetzt einen gänzlich unkontrollierbaren Fond in den Händen; man kann sich leicht ausrechnen, wie hoch die Summe ist, über die er auf diese Weise verfügen konnte: 2 Millionen Mark jährlich.

Was mit diesen 2 Millionen jährlich gemacht ist, davon sind ja bis jetzt schon ganz hübsche Beispiele in die Oeffentlichkeit gekommen: Minister Bötticher erhielt 350 000 Mk. (er ist immer noch im Amt); Ehren-Kräger, der Spitzelchef, mit dem Arm in Arm er das Jahrhundert in die Schranken forderte, erhielt einen Valtischisch von 50 000 Mark; Bill, der Sohn des großen Vaters und Landrath (nach seinen Fähigkeiten entsprechender schneller Karriere) bekam ein jährliches Taschengeld von 6000 Mk.; Ehren-Stieber, gleichfalls ein Mann des „Arm in Arm“, machte mit seiner Familie Schweizerreisen; und er selbst bezahlte seine Fadelzüge, die er sich bringen ließ, aus dem Reptilienfond.

Die Spitzelwirtschaft und die Sozialistenhege wären ohne den Reptilienfond nicht in dieser schamlosen und niederträchtigen Weise möglich gewesen; was nicht an andern Fingern leben blieb, wanderte zu den „Nichtgentlemen“. Es ist ja, wie gesagt, bis jetzt wenig, was aus diesem Sumpf der Bekommenheit bekannt geworden ist; aber auch nach diesem Wenigen kann man sich schon ein Bild machen. Die „Sächs. Arbeiterzeitung“ bringt in einem Artikel eine Zusammenstellung, die wir herübernehmen:

Es ist keine Uebertreibung, wenn wir sagen, dieses Heer von Postisten, Spitzeln, Horchern und Denunzianten hat Millionen gekostet. Wir haben ein paar zahllose Beispiele, die einen Begriff davon geben, wie das Geld weggeworfen wurde!

Die in der Schweiz emigrirten Spitzel Haupt und Schröder haben vor dem Untersuchungsrichter gestanden, daß sie allein an Gehalt bis zu ihrer Entlassung ersterer 10 000 Mk., letzterer 14 000 Mk. von Berlin bezogen haben. Und diese Beiden waren Spitzel gewöhnlicher Sorte. Sie bezogen anfangs nur ein Gehalt von 100, 150 Mk. monatlich und stiegen nicht über 200 Mk. monatlich!

Es gab aber Spitzel, die das Doppelte, Drei- und Vierfache dieser Summe bezogen. Im Dezember 1887 veröffentlichte der „Sozialdemokrat“ ein ganzes Duzend solcher Subjekte, von denen z. B. der in London an der Peukert'schen „Autonomie“ beteiligte Spitzel Reuß nach dieser Quelle monatlich 450 Mk., also jährlich 5400 Mk. bezog. Rechnen wir die elf Jahre Sozialistengehege — denn wenn auch ab und zu die Personen wechselten, der Spitzel wurde immer gehalten — so bekommen wir das nette Sämmchen von Mk. 64 800 für einen einzigen dieser Stützen der Gesellschaft. Und dieser Londoner Spitzel war nicht der einzige in London, und nicht der Einzige, der diesen Gehalt bezog!

Ein Kollege von ihm ging unter dem Sozialistengehege nach Paris und fungirte neben einem früheren, in Berliner Parteikreisen bekannten Studenten dort als Kräger'scher Spitzel. Auch er bezog monatlich 450 Mk., macht also wieder 5400 Mk., bezog. 64 800 Mk. während der 11-Jahre, also 70 200, bez. 33 000 Mk. bezog.

An diesen Beispielen kann man rechnen!

Das waren aber nur die ihren Gehälter! Dazu kommen die Reisepfeifen und Verlege! Wie Herr Stieber mit Frau und Töchtern jenseits nach der Schweiz reiste, das hat letzter Tage die „Weser-Zeitung“ erzählt; neben und nach Stieber machten auch Herr Kräger, Herr Paatz, Herr Mauderode, Herr Kattenbach, Herr Jahn, Herr Wohlgenuth ihre Schweizer Reisen, ihre Touren nach Paris und London! Und auch die „Spitzel“ mußten zuweilen reisen! Als Spitzel Trautner bei dem Berrath Reuß's durch Peukert und Reuß die Identifizierungs-Rolle spielte, erhielt er für seine bloß passive Rolle 300 Mk. — wie hoch mag die Prämie für den armen Reuß zur Strecke bringen?

In welcher standalöser Weise mit dem Gelde gewirtschaftet wurde, dafür noch ein Beispiel.

In den 80er Jahren war der Polizei-Inspektor Kattenbach aus Kalkhausen in Genf und engagirte dort zwei Schweizer Bürger, die den Auftrag hatten, den von der russischen Regierung geschickten Abthliten Deutsch der Polizei in die Hände zu spielen. Was thaten die Beiden? Sie verbandeten sich mit einem Trüben; den haßten sie äußerlich als Deutsch aus und verfolgten dann seine Spuren. So ging es von Genf nach Lugano, von Lugano nach Nizza, von Nizza nach Lyon, von Lyon nach Paris, von Paris nach der Schweiz u. s. f. Pseudo-Deutsch immer voraus, die diebeischen Schweizer mit der Genasführten und ab und zu herbeigerufenen Polizei immer hinterdrein, ihm auf den Spuren.

Selbstverständlich entwickelte Pseudo-Deutsch immer zur rechten Stunde. Inka 8 Wochen trieben die beiden Schweizer ihr Spiel und in dieser Zeit hatten sie über 24 000 Francs an Lohn und Spesen bezogen, bis die Polizei die Dapirung durchschaute. Und schließlich wurde im Hause des deutschen Konsuls in S. . . . n ihnen für die in ihrem Besitze befindlichen Briefe noch eine Abfindungssumme von Mk. 500 bezahlt! Der Eine dieser Schweizer lebt heute noch in Genf, der Andere in Untertrag bei Zürich, und erzählen diese Geschichte Jedem, der sie hören will.

Woher kam all das Geld?

Und wenn man liest, daß Zuwendungen von 1000—5000 Mk. geradezu unzählbar sind, wenn der entlassene Polizeidirektor Kräger zuletzt noch ein Geschenk von 50 000 Mk. erhalten hat, so ist kein Mensch im Zweifel, woher diese Gelder kamen.

Etatmäßig war für diese Zwecke kein Pfennig bewilligt. Als der betrügerische Bankrottireur und spätere Fuchthändler Elias Schmidt für die Dresdner Polizei in Zürich Spitzeldienste leistete und seine Auftraggeber anlog, daß die Ballen sich bogen, da mußte ihm der Polizeikommissar Weller auf sein Verlangen nach „Mehr Geld!“ antworten, daß keine Mittel da seien, da der Dispositionsfonds „fast nur“ zur Unterstützung von Beamten-Wittwen und -Waisen verwendet werde! Neben diesen „fast nur“ konnte Herr Weller, wie er am 5. Juli 1882 schrieb, „nur Kleinigkeiten locker machen“!

Von den Summen, welche verwendet wurden, um die Tintenkulis für Bismarck zu bezahlen, ist noch keine an die Oeffentlichkeit gekommen; das wird noch ein besonderes Vergnügen werden, wenn dies Gefindel an den Pranger gestellt wird.

Aber die Reptilgeschichten sind ja bloß ein Theil, der anscheinend kraffeste, von der fluchbeladenen Thätigkeit dieses Menschen. Was wird erst bekannt werden, wenn die geheimen Akten, welche seine Kriege betreffen, ans Tageslicht kommen!

Und auch das ist noch nicht so schlimm, wie der korruptirende allgemeine Einfluß, den er auf unser ganzes Leben ausgeübt hat; die Vernichtung des Rechtsgefühls und der Rechtsicherheit dadurch, wie er das Recht gebeugt hat; die Verklawung der Beamten, die er sofort wegschickte, wenn sie sich ihm nicht fügten; die Verrohung des Volkes, das sich nach seinem Beispiel bildete; die Verdummung der einstigen „Dichter und Denker“ unter seiner Fuchtel; und die Vernichtung jeden Moralbegriffes, jeden Gefühls für Billigkeit und Recht. Man mag die Deutschen vor Bismarck durchaus nicht für Ideale von Männern halten; aber jedenfalls das muß man anerkennen, daß damals im deutschen Volk ein Gerechtigkeitsgefühl vorhanden war, der über so manche trübe Erscheinung zu trösten vermag. Sicherlich waren die Dahlmann und Grimm nicht der höchste Ausdruck dessen, was man von Männern der Oeffentlichkeit erwartet, aber sie waren Ehrenmänner. Und jetzt? Man lacht über diese „unpraktischen Ideologen“ — man hat es ja so viel weiter gebracht!

Bismarck hatte eine historische Aufgabe, und die hat er glänzend erfüllt. Er war ein „Mann der Vorsehung“ im wahren Sinne des Wortes. Aber seine Aufgabe war eine ganz andere, wie seine bezahlten Lohndiener glauben. . . .

Das Einkommensteuergesetz und das Herrenhaus.

Dat census honores: Ovid „Amores“ III 8.

M. M. Nachdem die dritte Lesung des Einkommensteuergesetzes im Abgeordnetenhaus zu Ende geführt wurde, hätte man meinen sollen, dieses feudal-agrarisch-junkerliche Werk würde selbst den Hochadeln und Erlauchten Herren des Herrenhauses genügen und diese würden mit beiden Händen zugreifen, um das Gesetz mit aller Schlemmigkeit durchzubrüden. Aber das Unglaubliche, hier wird's Ereignis! Selbst dies Feudalgesetz ist den Reichsunmittelbaren, den Fürsten, Grafen, Baronen und Erbmarischallen, die von Herrn Miquel mit größtmöglicher Schonung behandelt worden sind, noch nicht agrarisch genug, und so beschloß die Kommission des Herrenhauses die Ablehnung des Steuerfahes über 3 pCt. hinaus.

Als bekannt dürfen wir wohl voraussetzen, daß das hohe Ziel der Miquel'schen Steuerreform, thunlichste Uebereinstimmung der Steuerlasten mit der Leistungsfähigkeit ihrer Träger zu bewirken, durch das neue Gesetz entweder garnicht oder doch nur in sehr bescheidener Weise erreicht wird. Durch das Gesetz sollte ursprünglich eine progressive Steuerheranziehung — die allein richtige, weil gerechte Veranlagung — bewirkt werden. Allein der Geist, der solange im Reiche Millionäre gezüchtet hat, läßt sich nicht kurzer Hand verabschieden, und so mußte auch Herr Miquel sehr bald die Erfahrung machen, daß ein entschiedener Schritt auf dem Wege der sozialen Gerechtigkeit in der heutigen Weltordnung nur in der Gangart des Krebses möglich sei. Denn eine Steuer, welche das progressive Einkommen nur bis zum Höchsteinsatz von 4 pCt. erfassen will, ist in Wahrheit keine progressive Steuer. Nun aber kommt das Herrenhaus und erklärt gar, der Einheitsatz über 3 pCt. hinaus sei unannehmbar. Das Abgeordnetenhaus, das doch sicher keine Versammlung von Stürmern und Drängern ist, hatte sich bereits zu der Höhe der Auffassung aufgeschwungen, daß der Satz von 4 pCt. bei mehr als 100 000 Mk. Einkommen bis zu dieser Grenze ansteigen dürfe. Denn wer 100 000 Mk. Einkommen hat, der kann ohne Entbehrung 4000 Mk. Steuern entrichten; er behält dann immer noch 96 000 Mk. übrig. Nun, die Herrenhaus-Kommission ist anderer Meinung gewesen. Kannte sich nicht neulich Fürst Bismarck Johann, der muntere Seifensieder? Da ist man wirklich versucht, mit dem alten Schwerendüther Raimund auszurufen:

„Schad' um die Leut'. Sind sonst wadere Brüder. Aber das denkt wie ein Seifensieder.“

Und ferner fragen wir: Ist das eine Steuerreform,

welche das Einkommen von 200 000 Mk. nicht höher erfaßt, als das von 10 000 Mk.? Wer solche Einkommen verwirtheft kann, für den ist die 3prozentige Steuer eine wahre Lumperei. Befürchtet man vielleicht, daß die Kapitalbildung leiden könne, wenn man mehr als 3 pCt. nähme, oder daß das Kapital etwa auswandern werde? Das Kapital thut so etwas nicht. Es liebt die heimischen Venaten, in denen ihm solche Fürsorge zugewendet wird. Diese Furcht wäre ebenso unbegründet, wie jene von der Doppelbesteuerung der Aktiengesellschaften, Gewerkschaften und Genossenschaften. Wer heute Geld in Aktien anlegt, etwa in Pagenhofer-Brauerei-Aktien mit 40 pCt. Dividende, in Arenberger Bergwerks-Aktien mit 80 pCt. Dividende oder in Mansfelder Kuzen, der weiß schon, warum er es thut. Der könnte auch die Bagatelle von 3 pCt. zweifach zahlen, und er würde es lieber thun, als etwa 3 1/2 prozentige Staatspapiere kaufen, bei denen er so magere Zinsen erhält. Aber auch hier konnte sich Herr Miquel nicht entschließen, mit seinem Griff zuzupacken und daher nahm er den Paragraphen in das Gesetz auf, daß die ersten 3 1/2 pCt. des Einkommens von Aktiengesellschaften, Gewerken u. steuerfrei bleiben sollen. Dadurch ist die Doppelbesteuerung fast illusorisch geworden.

Nach einer jüngst veröffentlichten Statistik betrug das 1890er Einkommen aller deutschen Aktiengesellschaften 482 300 000 Mk. Die 3 1/2 pCt., die nicht besteuert werden, betragen also 16,88 Millionen Mark. Warum diese der Staatssteuer entzogen werden? Aus Rücksicht auf die Kapitalisten. Wenn die Herren Agrarier so sanft angefaßt werden, warum sollen nicht auch die Herren Kapitalisten ihren Knochen haben! Und viel größer noch sind die Entgänge der Staatskasse aus den freibleibenden Beträgen der Gewerkschaften, Genossenschaften u. u.

Hierbei sei auch gleich auf die Lücken des Entwurfs hingewiesen. Nach demselben sollen Reservefonds, Spezialreserven, Deltredere-Fonds, Dividendenreserven u. allerdings besteuert werden. Die Herren Kapitalisten werden nun einfach keine Deltredere-Fonds mehr führen, sondern brovi man Alles, was irgendwie zweifelhaft an Aktives ist, glatt abschreiben und dem Gesetz ein Schnippen schlagen. Sie werden in dem Labyrinth des voluminösen Gesetzes auch sicher manche andere Wege zur Umgehung desselben finden; denn die Sache ist ihnen unglaublich leicht gemacht.

Ein entschiedener Mißgriff ist es ferner, wenn die Reichsunmittelbaren, die ihre Steuerfreiheit aus irgend einem vergilbten Paragraphen des jus primae noctis herleiten, bis zum 1. April 1894 steuerfrei bleiben, dann aber für ihren Verzicht auf die Steuerfreiheit eine Abfindung erhalten sollen, ein Geschenk in Form eines Vermögens. Wer diese Herren sind, das haben wir neulich erst an einer Grund- und Bodenaufstellung gezeigt. Es sind die Herren mit 40 und 30 u. c. Weilen Bodenbesitz, dieselben, die den Löwenantheil der Zuder-, Getreide- und Holzölle einsparen. Man sieht daraus, daß die „nothleidenden“ Agrarier es trefflich verstanden haben, sich auch unter der neuen Sozialgesetzgebung die fettesten Bissen zu sichern.

Die aller schlimmste Seite des Entwurfs sei zuletzt erwähnt. Die Verwendung des Ueberschusses der Einkommensteuer (pro 1892/93 auf 80 Millionen geschätzt, in Wirklichkeit aber sehr viel mehr, wenn man erwägt, wie lässig die Deklaration bisher war und wie der neue Deklarationszwang hier Wandel schaffen muß) zur Ueberweisung von Grund- und Gebäudesteuer an kommunale Verbände, oder auf gut Deutsch: zur Kontribution der industriereichen Städte an die verpotherten Latifundien-Inhaber im Osten, an die Agrarier überhaupt. Das ist der § 84 des Gesetzes. Den Paragraphen „Erispin“ möchten wir ihn nennen, denn er wird den Junklern gestatten, sich aus fremdem Leder Riemen zu schneiden. Und was für Riemen! Unter 150 Millionen wird der Ueberschuß kaum ausfallen.

Wenn wir nicht irren, wollte die Regierung in erster Lesung selbst die Mehrbeträge zur ferneren Reform der direkten Steuern behufs Erleichterung der kleinen Einkommen verwenden, also den Steuerzahlern indirekt wieder zuführen, und zwar sollte jedes Jahr vom Landtag festgesetzt werden, welche Beträge der eingeschätzten Steuer erhoben werden sollten, d. h. die Quotifizierung sollte in ihr Recht treten. Ohne die Quotifizierung ist das Gesetz einfach eine schreiende Ungerechtigkeit, ja noch mehr, eine theilweise Aufhebung der Konstitution, die dem Landtage das Steuerbewilligungsrecht zugestanden hat.

So rücksichtsvoll man den Agrariern und Millionären gegenüber verfahren, so wenig rücksichtsvoll sind die unteren Klassen behandelt. Nur zwischen 1200 und 1800 Mk. sind ganz geringe Ermäßigungen (1—2 Mk.) eingetreten. Kein Pfennig Erleichterung aber wird den unteren Stufen zugestanden und auch die niedrigsten Stufen aufzuheben, hat man den Entschluß nicht gehabt.

So ist das Einkommensteuergesetz beschaffen, das die wirtschaftlich schwachen Schultern entlasten wollte, das unter der Flagge der ausgleichenden Gerechtigkeit segelte. Und auch das noch war der hohen Herrenhauskommission nicht feudal genug. Ovid hat Recht gehabt: Dat census honores, deutsch: Wer da Geld hat, ist ein feiner Mann!

Die Börse als Heimstätte des modernen Raubritterthums.

I.

M. H. Das Kapital kennt keine Rücksicht, es kennt keine Moral außer derjenigen des non olet. Mit einer Brutalität ohne Gleichen beraubt der Kapitalismus die

Arbeiter um die Erträgnisse ihrer Arbeitskraft, begannert er sich gegenseitig, verwildert und verroht er die Völler. Das ist ein gesellschaftlicher Vorgang, der sich mit Naturnotwendigkeit vollziehen muß, daß die heutige Gesellschaftsordnung die unedeln Instinkte in der Menschennatur geradezu züchtet. Dem Unternehmertum und Freibergerthum werden Prämien zur Sicherung und Steigerung ihrer Profiteure zugestanden, und da kann es nicht Wunder nehmen, wenn der Kampf um die Herrschaft des Goldes mit den verwerflichsten Mitteln, mit den unlautersten Waffen geführt wird. Klar und in scharfen Konturen tritt in den Ausschreitungen, welche der Vernichtungskampf Aller gegen Alle tagtäglich zeitigt, die Krankhaftigkeit der Weltordnung hervor, wie sie der Kapitalismus emporgewachsen ließ. Man riecht förmlich den Moder der verrotteten Zustände und sieht wie die eiternden Wunden am faulenden Staatskörper trotz aller Palliativmittel den Organismus zerstören.

Das Endziel dieser ganzen Entwicklung ist die Konzentration des Kapitals.

Wir haben keine Ursache, diese merkwürdigen Erscheinungen unseres Kapitalismus zu bedauern oder gar sie zu bekämpfen, da die Zentralisation der Umlaufsmittel, der Industrie und des Grund und Bodens den sozialistischen Staat vorbereitet. Wenn wir also, wie wir schon früher gethan, die Kapitalisten bei der Arbeit aufsuchen und unsern Lesern einen Einblick in das Raubsystem gewähren, das von den Biederemännern des Geldsacks aufrecht erhalten wird, so geschieht es, um die Verrothung und den Widersinn des heutigen Kapitalistenstaates aufzudecken und uns an dem Gebahren der Kapitalisten zu ergötzen.

Fassen wir zunächst die uns am meisten interessirenden Verhältnisse unserer Börse im Auge, so wird es von Wichtigkeit sein, die Summen annähernd wenigstens festzustellen, welche durch das Jobberthum an der Börse verloren gehen. Wir haben uns der Mühe unterzogen, eine Statistik aufzustellen über den Werth jener Summen, welche seit dem 1. Januar 1890, den man als den Höhepunkt der Konjunktur bezeichnet, bis zum jetzigen Augenblick eingebüßt wurden. Die Statistik kann keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit der Daten erheben, da es nicht immer möglich war, mit gegebenen Größen zu rechnen, denn viele Werthe, welche vor Jahresfrist noch eine stolze Kurshöhe einnahmen, sind inzwischen der ominösen "Strich"-Notiz verfallen. Für diese ist also von Statistiker eine approximative Notiz anzusetzen, und diese kann immerhin angezweifelt werden. Auch sind bei vielen Aktiengesellschaften inzwischen veränderte Verhältnisse durch Zusammenlegungen, Kapitalserweiterungen u. dergleichen bei uns auch Berücksichtigung gefunden haben. Jedenfalls aber — das können wir ohne Ueberhebung sagen — ist die Aufstellung korrekter als die wunderbar konfuse Statistik des Warburger Professors der Rechte mit dem schönen Namen Lehmann der über "Aktiengesellschaften" eine von Unrichtigkeiten wimmelnde Statistik fabrizirt hat, die der Kommission des preussischen Einkommensteuer-Gesetzentwurfs sogar als Material diente.*) Denn prinzipielle Fehler wenigstens sind in unserer Aufstellung ausgeschlossen. Sie wird der Wirklichkeit so nahe kommen, als dies überhaupt möglich ist.

Wir gelangen hierbei zu dem Resultat, daß der Kurswerth der an der Berliner Börse gehandelten Bankaktien vom 1. Januar 1890 ab bis heute um die runde Summe von 180 bis 190 Millionen Mark geringer geworden ist. Allein an den nachfolgend benannten vier Bankaktienwerthen sind 107 Millionen Mark verloren worden, wie aus nebenstehender Tabelle ersichtlich ist.

Es notiren:	am 1. Januar 1890	am 16. März 1891	Kurskapital 1891	Verlust 1891
Dresdener-Konkordantien-Akt.	252 %	208 %	75	44 % = 33
Frankfurter Bank-Aktien	185 1/2 %	152 %	80	32 1/2 % = 26
Berliner Handels-Ges.-Akt.	209 %	156 1/2 %	50	52 1/2 % = 26 1/2
Dresdener Bank-Aktien	196 %	150 %	60	37 % = 22 1/2
Millionen Mark 107 1/2				

An Industriewerthen sind in derselben Zeit verloren worden: 1050 bis 1100 Millionen Mark. An diesen zwei Effektengruppen zusammen also circa 1300 Millionen Mark. Nicht mitgerechnet sind in dieser Aufstellung die enormen Summen, welche an Renten und Bahnwerten eingebüßt wurden, weil es sich bei unserer Darstellung hauptsächlich um die Spekulationsobjekte und weniger um die zur Kapitalanlage dienenden Werthe handelt.

Um 1300 Millionen Mark ist der Werth der an der Börse gehandelten Aktien seit etwas mehr als Jahresfrist gesunken. Entweder war also der wirkliche Werth der Effekten am 1. Januar 1890 um diese enorme Differenz so hoch angegeben oder gegenwärtig zu niedrig bewertet. Da die ganze Entwicklung des Handels und der Industrie die jetzige Kursbewertung als die richtige nachträglich gekennzeichnet hat, so bleibt kein Zweifel bestehen, daß das Kursniveau in unberechtigter Weise um 1300 Millionen hinaufgeschwindelt worden war. Geschäzte Fälschungen haben die Spielwuth in raffiniertester Weise mißbraucht, um zu den künstlich gesteigerten Kursen ihre

Effektenbestände ins "Publikum", das heißt an den kleinen Kapitalisten, zu bringen. Die Zeche ist dabei von den Dummen bezahlt, die den Verlockungen der Matadore folgend, die Effekten zu den hohen Januar 1890-Kursen erworben haben. Man wird uns vielleicht einwenden, daß die Rechnung gewaltsam aufgebauscht sei und daß von wirklichem Verlust erst dann die Rede sein kann, wenn erwiesen wird, daß die Inhaber der Effekten vom 1. Januar 1890 auch die gegenwärtigen Inhaber darstellen. Man wird ferner einwenden, daß der hohe Kurswerth für jene Besitzer nicht in Betracht kommt, welche die Papiere schon seit Jahr und Tag besitzen und für die der hohe Kurs von damals nur ein imaginärer Werth war, eine Vermögensmehrung auf dem Papier, ebenso wie der jetzige niedere Kursstand für sie nur eine eingebildete Entwerthung ihres Vermögens und keine effektive Einbuße an Kapital ausmacht, mit anderen Worten: daß sowohl die Kurssteigerung wie die Kursentwerthung sich ebenso gut auf dem Papier abgepielt haben können als in der Wirklichkeit. Das wäre richtig, wenn der Umsatz der Papiere in der Epoche des Schwindelthums, d. h. im Jahre 1890, ein geringfügiger gewesen wäre. Das gerade Gegentheil war aber der Fall. Seit Jahrzehnten war der Umsatz an der Aktienbörse kein so enormer wie in dem Jahre der hochgeschwindelnden Kurse. Die Leiter der Bewegungen an der Börse, welche die Fäden des ganzen Systems in Händen haben, also gegenüber der großen Masse ein Spiel mit offenen Karten spielen, haben sich rechtzeitig aus der Komödie entfernt und die Angegeschwindelten mit den faulen Werthen sitzen lassen. Wer Beweise wünscht, den verweisen wir auf die Bilanzen unserer Banken. Ein flüchtiger Einblick schon wird die Gewißheit geben, daß die Portefeuilles der Bankinstitute, die sonst einen großen Effektenballast aufweisen, fein gesäubert dastehen. Cynischer kann dies gar nicht ausgedrückt werden, als es die Deutsche Bank in ihrem letzten Geschäftsbericht austrumpete. Dies Kreditinstitut, das den deutschen Kapitalisten die faulsten aller Renten angeschmiert hat, die Argentinier und die Buenos Ayres-Werthe, an denen schon Hunderte von Millionen verloren gingen und die wahrscheinlich in Kürze nur Makulaturwerth haben dürften, brüstet sich damit, daß es mit reinen Händen in das neue Jahr übertritt und daß es in seinen Effektenbeständen kein einziges Stück jener schmutzigen Werthe habe. Natürlich! Wir glauben ihm das aufs Wort. Der ganze Dreck ist verkauft! So ist es nicht bei der Deutschen Bank allein, so ist es überall. Die Matadore haben ihre eigene werthe Person in Sicherheit gebracht, die Kleinkapitalisten, die outsiders, haben das werthlose Zeug auf dem Halbe und, was das Schlimmste ist, sie können die Ladung nicht einmal löschen, da Niemand da ist, der sie ihnen abnimmt. Die Banken und die Privat-hochfinanz aber arbeiten kräftig an der Weiterentwerthung, ohne Rücksicht auf die Opfer, deren Zahl sich mit jedem Tage vervielfacht. Ist die Entwerthung aber erst auf dem Punkte angelangt, daß man die Gewißheit hat, nun ist aus den Aktionären nichts mehr auszu-pressen, dann kauft man die unterwerthig gemachten Effekten auf, und das Spiel kann von Neuem beginnen.

Verloren sind die 1300 Millionen Mark unbedingt. Und gewonnen sind sie auch. Verloren selbstredend von den kleinen Kapitalisten, und gewonnen selbstredend von den großen! Allein diese kümperhafte Summe von 1300 Millionen Mark, was will sie sagen gegen die ungezählten Millionen, welche in dem Termingeschäft tagtäglich von ebendenselben Leuten und ihrem Schmarogerthum, gewissermaßen als stehender Tribut, eingesackt werden. Doch davon im nächsten Kapitel, das uns die Ritter des Geldsacks bei der eigentlichen Hauptarbeit zeigen soll.

Und die Gesetzgebung? hören wir fragen. Leidet sie solches Treiben? Hat sie denn nicht ein neues Aktien-gesetz noch vor wenigen Jahren geschaffen, das den dummen Kleinkapitalisten, der sich seine paar Tausend mühsam in seinem, respektive seiner Arbeiter Schweiß verdient hat, vor einer derartigen Vegamierung schützt? Hat sie nicht den Effektenhandel mit Stempelsteuern belegt, um dem Aus-beuter-Unfug zu steuern? Ja, das hat sie gethan. Und eine Prüfungskommission von Sachverständigen noch oben-drein hat sie eingesetzt. Aber die Prüfungskommission, deren Mitglieder unter einander und mit den angesehensten Ritzern verschwägert sind, dient genau so wie das prach-tvolle Aktiengesetz, um die Vernichtung des Kleinkapitals durch das Großkapital mittels des Schwindels in an-erkannte, gesetzliche Formen zu bringen, genau so, wie das Bauernlegen der Junker eine durchaus loyale Hand-lungsweise war. Wir werden später diese Behauptung zu beweisen haben und bemerken dies eigentlich nur an dieser Stelle, um auf die gesetzliche Sanctionierung zu verweisen, deren sich das Börsejobberthum in dem heutigen Klassenstaat erfreut. Der Effektenstempel gar, der das Termingeschäft beschränken sollte, ist ein so unglaublicher Hohn auf die Begründung, mit der er ins Leben trat, eine so boshafte Ironie auf seinen Zweck, daß es sich schon verlohnt, diese Schöpfung, die einer Prämierung des Termenschwindels gleichkommt, nicht so oberfläch-lich zu behandeln, als es uns heute möglich wäre.

Die Vertheilung des Einkommens.

Einen sehr interessanten Artikel veröffentlicht Soet-beer in der "Vierteljahresschrift für Volkswirtschaft" über "Die Vertheilung des preussischen Volkseinkommens 1876 und 1890."

Die Arbeit stützt sich auf die Steuerveranlagungen, die bekanntlich sehr wenig zuverlässig sind; der Bourgeois, ideal gestimmt, wie er einmal ist, hinterzieht mit großer Vorliebe dem Staat seine Steuern und läßt sich niedriger einschätzen. Wäre das durchgängig möglich, so wäre das für unsere Zwecke, da es uns nur auf das Verhältniß ankommt, nicht so sehr störend. Allein das Schlimme ist, daß in manchen Fällen, z. B. bei großen Unternehmungen, die Steuerhinterziehung sehr erschwert ist, in anderen Fällen, namentlich bei Geschäftsleuten, aus Kreditrücksichten unmöglich gemacht wird, und dafür von den Kapitalisten, welche ihr Kapital in Aktien, ausländischen Unternehmungen u. angelegt haben, mit größter Vorliebe geübt wird. Indessen sind diese Zahlen die einzigen vorhandenen. Soetbeer unterscheidet 6 Einkommensklassen: Klasse a bis 525 Mk. jährlich; b 526 bis 2000 Mk.; c 2001—6000 Mk.; d 6001—20 000 Mk.; e 20 000—100 000 Mk.; f über 100 000 Mk. Aus seinen Tabellen habe ich folgende Zahlenreihe herausge-rechnet, welche die procentuale Vertheilung der Bevölle- rung auf die 6 Klassen angiebt:

	1876	1890
a . . .	32,380 pEt.	34,465 pEt.
b . . .	61,695 "	58,930 "
c . . .	5,045 "	5,465 "
d . . .	0,770 "	0,995 "
e)		
f)	0,110 "	0,145 "

Hält man diese Zahlen gegen einander, so wird man finden, daß a, c, d, e und f zugenommen haben, während b abgenommen hat. Mit anderen Worten: die Zahl der Proletarier (a) mit einem Einkommen bis 525 Mk. jährlich ist von 1886—1890 angeschwollen, die Zahl der Bessergestellten (c—f) mit 2001 bis über 100 000 Mk. hat gleichfalls zugenommen auf Kosten allein der Mittelklasse (b).

Die Zahlen würden sich noch drastischer ausnehmen, wenn nicht der Sprung von 525 auf 2000 Mk. so groß wäre.

Die Vernichtung des Mittelstandes kann nicht besser illustriert werden, als durch diese Zahlen, die doch nur den Zeitraum von 14 Jahren umfassen!

Und wie findet sich Soetbeer mit dieser That-sache ab?

Hören wir ihn selbst:

"In Preußen wie in Sachsen hat die Zunahme der Einkommen, wie ziffernmäßig nachzuweisen ist, vornehmlich in den höheren Klassen stattgefunden, allein eben hierin zeigt sich deutlich der allgemeine wirtschaftliche Fortschritt. Denn worin könnte solcher anders in Erscheinung treten, als durch Jahr für Jahr fortgesetztes beträchtliches Aufrücken aus den unteren Klassen und Stufen der Einkommenveranlagungen in höhere Klassen und Stufen?"

Ein schönes Aufrücken das! Die untersten und die obersten Zahlen schwellen an auf Kosten der mittleren! Ist wohl eine unglaublichere Weißjähreberei möglich?

Immer tiefer hinein!

Der Höhepunkt des Glends ist noch nicht erreicht. Wohl hofft Mancher vom Frühjahr, daß sich die Arbeits-gelegenheit wieder steigern werde, und daß die Lebens-mittelpreise jetzt etwas niedriger werden. Aber das Glend des Jahres 1890 wird von dem Glend des Jahres 1891 noch übertroffen werden.

Die "Hamburger Börsenhalle" schreibt: daß der Unsegen der hohen Getreidepreise sich in diesem Jahre zuerst in seiner ganzen Schwere fühlbar mache. Die allgemeine Getreide-ernte, einzelne Distrikte natürlich ausgenommen, kann man gegen die der vorhergehenden Jahre als wesentlich unter Durchschnitt bezeichnen. Was aber für unser engeres Vaterland ganz besonders in's Gewicht fällt, ist eine wahre Miskerte der Kartoffel in ganz Europa und eine ebenso schlechte Maisernte in Amerika, wo diese Fruchtgattung dieselbe wichtige Rolle spielt, wie die Kartoffel bei uns. Die Folge der Fülle ist, daß die Vorräthe von inländischer Waare gänzlich aufgezehrt wurden, daß dagegen Lager ausländischer Waare nicht gebildet wurden, weil man, wie z. B. beim Roggen, nicht gern 50 pEt. des Wertes in Föllen anlegt. Das Ausland erkennt die Importbedürftigkeit Deutschlands und anderer Länder, die Forderungen sind maßlos und wir stehen natürlich in Folge der hohen Fülle gegen andere Länder ohne Zoll zurück und können nur im Notfall die hohen Forderungen bewilligen. Ohne die hohen Fülle würde man immerhin Waare beziehen können, um den Ausschreitungen der Spekulation vorzubeugen, unter den obwaltenden Umständen ist dies schwer! Ein neue Miskerte wäre eine nationale Kalamität und den Folgen kann man nur begegnen, wenn eine baldige Ermäßigung der Fülle eintritt und damit nicht gewartet wird, bis der Nothstand noch fühlbarer wird.

Eine baldige Ermäßigung der Fülle ist natürlich ausgeschlossen.

Wenn man den Zeitungsberichten glauben darf, die freilich nicht selten ein Interesse daran haben, die Entz-anssichten als schlechte hinzustellen, um die Getreidepreise hoch zu halten, so erwartet uns im nächsten Jahre wieder eine schlechte Ernte in Folge des langen und harten Winters. Dazu kommt noch die sich verschärfende Krisis.

Begleitet wird das Ganze aber von der tröstlichen Musik des Herrn Soetbeer von dem "allgemeinen wirth-schaftlichen Fortschritt". Da kann man ja dran knabbern, wenn man Hunger hat.

Es stellt sich immer klarer heraus, daß Bismarck mit seiner schamlosen Interessenwirthschaft auch in ganz anderer Weise der Todtengräber der bestehenden Gesell-schaft gewesen ist, als man gewöhnlich denkt. Man denke an die Rolle, welche der Hunger bei allen großen Er-schütterungen der Geschichte gespielt hat.

*) In dieser Statistik werden beispielsweise ganz willkürlich Aktiengesellschaften doppelt aufgeführt, sobald das Kapital der in Deutschland domicilirten Aktiengesellschaften um eine enorme Summe zu hoch veranschlagt ist. Auch kommt es dem Herrn Professor nicht darauf an, Löhnerwerte unter der Rubrik "Banken" aufzu-führen und umgekehrt.

Aber noch eine andere Gefahr wird jetzt greifbar: daß wir in einem etwaigen Kriege ausgehungert werden und wehrlos Rußland zur Beute fallen. In dem Artikel von H. Meyer über den „Russischen Markt“, den wir im vorigen Quartal abdruckten, war dieser Gefahr bereits Erwähnung gethan. Jetzt bringt die „Freisinnige Zeitung“ eine Zuschrift aus sachverständigen Kreisen, wo ähnliche Gedanken ausgeführt sind. Es heißt dort:

Nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Rußland machen sich ernstliche Besorgnisse über die neue Ernte geltend, und haben diese bereits in einer gewaltigen Steigerung der Preise sämtlicher Cerealien ihren Ausdruck gefunden. Besonders in Deutschland dürften sich die Besorgnisse und damit die Preise noch weit mehr steigern, wenn erst größere Kreise sich darüber klar werden, daß nach der Lage des Getreidehandels Deutschland von allen Ländern in Folge seines höchsten Getreidezolls das Land ist, welches am allerwenigsten fremdes Getreide kontrahirt hat. Speziell was die Hauptbrotfrucht, den Roggen betrifft, so sind wir in Rußland in diesem Jahr immer im Hintertreffen geblieben. Andere Roggenkonsumenten: Norweger, Dänen, Schweden, Holländer sind seit August 1890 stets in der Lage gewesen, höhere Preise den Russen zu zahlen als die Deutschen. Rußland hat vom 1. August 1890 an gerechnet genau so viel Roggen exportirt als im Jahr vorher, Deutschland hat jedoch davon lange nicht so viel erhalten. Der Berliner Getreidehandel, der sonst stets 70- bis 100 000 Tonnen Roggen und mehr mit Rußland kontrahirt und sehr oft in der Lage war, obigen anderweitigen Konsumenten russische Waare billiger abzulassen als die Russen selbst, befindet sich augenblicklich so gut wie gänzlich entblößt von russischen Kontraktanten.

Heute Mittwoch notirt an der Berliner Börse Frühjahrsroggen 190 Mk. p. 1000 Kg., Herbstroggen 178 Mk.; Holland notirt: Frühjahrsroggen: 177 Hfl. p. 2100 Kg. = 141,60 Mk. p. 1000 Kg. Herbstroggen: 160 Hfl. = 132 Mk. p. 1000 Kg.

Rechnet man von dem Berliner Preis 50 Mk. Zoll, sowie 5 Mk. Frachtposten vom Hafenplatz (Stettin oder Hamburg) nach Berlin ab, so läßt der Berliner Frühjahrspreis von 190 — 55 = 135 Mk., Herbstpreis 178 — 55 = 123 Mk., d. h. 6,60 Mk. p. 1000 Kg. und 9 Mk. p. 1000 Kg. billiger als Amsterdam.

Wieder hat die inländische deutsche Ernte den Konsum befriedigt; es kommt jetzt aber die Zeit bis zur Ernte, wo der Import eine Nothwendigkeit wird. Zu welchem Preise also müssen heute diese Importe stattfinden? Nach dem Winter von beinahe 5 Monaten sind im Innern alle Bestände aufs äußerste erschöpft. Die Konsumenten laufen stets — namentlich aber bei den heutigen Hungersnotpreisen — nur von der Hand in den Mund, da sie, durch die Leichtigkeit der Verbindungen verwöhnt, an einen Mangel an Waare garnicht glauben können. Welche Gefahr involvirl die gegenwärtige Lage bei einer kriegserisken Verwickelung! Was nützen dabei alle neuen Erfindungen von rauchlosem Pulver u. s. w. Eine sofortige Aufhebung der Zölle kann allein diesem Zustande ein Ende machen. Die allgemeine Meinung im Getreidehandel prognostiziert noch viel höhere Preise: die Ernährung der großen Masse ist thatsächlich in Frage gestellt.

Die Regierung kann sehr schnell die Probe auf Vorliegendes machen:

Wir haben noch bis zur neuen Ernte — frühestens 8. August — 4 Monate zu leben. Dazu gehören (15 000 To. pro Tag) ca. mindestens 1 800 000 Tonnen Getreide. Die Regierung kann ja bei den Großgrundbesitzern anfragen, wieviel vorhanden ist. In Amerika erscheint solche Statistik mehrere Mal im Jahr.

Das ist Bismard! Nur immer nehmen, was man kriegen kann. Ob man dadurch das Volk an einer Hungersnoth zu Grunde gehen läßt, ist einerlei; und ob man dadurch schließlich den Bestand des Reiches und damit seines eigenen Hamsterbaues in Frage stellt, ist auch einerlei. Was Patriotismus — Unsinn! Geld muß man haben! Was Erhaltung der Kultur gegenüber

den russischen Barbarenhorden — Unsinn! Geld muß man haben! Geld muß man haben, Geld, Geld, und der Hamster ist das schönste Vorbild für den großen Staatsmann!

Die Zunahme der Fabrikarbeiterbevölkerung in Sachsen.

Der jetzt vorliegende Jahresbericht der sächsischen Fabrikaufsichtsbeamten giebt eine Anzahl von Tabellen für das Jahr 1890, deren Zahlen, mit den früher veröffentlichten zusammengehalten, werthvolle Aufschlüsse über die thatsächlichen Verhältnisse bieten.

So eine vergleichende Uebersicht über die Zunahme der sächsischen Fabrikarbeiter-Bevölkerung in den letzten fünf Jahren. Es betrug

die Zahl der Fabrikarbeiter	1890	1889	1888	1887	1886
überhaupt	369 258	340 498	321 629	314 518	289 992
weibliche	123 362	113 796	108 189	104 417	95 817
jugendliche	80 612	27 143	28 052	24 111	19 958
kindliche	11 448	11 869	11 009	10 652	9 728

Während in diesen fünf Jahren die Gesamtbevölkerung Sachsens um 10 Prozent zunahm, stieg hiernach die Zahl der kindlichen Arbeiter um 18 pCt., der Fabrikarbeiter überhaupt um 27 pCt., der weiblichen Arbeiter um fast 30 pCt. und der jugendlichen um 53 pCt. Schon die Fabrikarbeiter-Bevölkerung überhaupt ist also fast dreimal stärker als die Gesamtbevölkerung gestiegen. Am stärksten aber wuchs die Zahl der jugendlichen, d. h. der Arbeiter von 14—16 Jahren: sie stieg fünfmal stärker als die Gesamtbevölkerung. Dem Wachstum der jugendlichen Arbeiter kommt das der weiblichen am nächsten, während die Zahl der kindlichen Arbeiter den verhältnismäßig geringsten Zuwachs zeigt, der jedoch die Zunahme der Gesamtbevölkerung immer noch um das Doppelte übertrifft.

Auf die Beschäftigung kindlicher Arbeiter scheinen hiernach die Bestimmungen der letzten Gewerbe-novelle in der That einschränkend gewirkt zu haben. Um die Störungen des Gesamtbetriebs zu vermeiden, welche die kürzere Arbeitszeit der kindlichen Arbeiter im Gefolge hat, zieht man vielfach vor, auf die Kinderbeschäftigung überhaupt zu verzichten.

Wenn man aber von dieser letzten Zahl absieht und nur die Zunahme der jugendlichen Arbeiter mit derjenigen der Fabrikarbeiter überhaupt zusammenhält, so sieht man, daß das Kapital immer noch dieselbe Tendenz hat, die mörderische jugendliche Arbeit anzuwenden, weil sie billiger ist, und lieber die erwachsenen Männer ohne Arbeit herumlungern zu lassen.

Um das genau zu sehen, muß man die Zahlen etwas anders gruppieren. — 1886 beträgt die Zahl der männlichen Arbeiter 164 995
1890 beträgt sie 203 836

also ein Plus von 38 841
das bedeutet eine Zunahme von kaum 24 pCt.
Und die jugendlichen vermehren sich demgegenüber um 53 pCt.

Der Tribut des Moloch.

Um das Bild des die Reiche verarmenden Militarismus recht anschaulich zu machen, wollen wir neben die Heereskosten die Schuldenlast der einzelnen europäischen Staaten setzen. — Sie erscheint bei Deutschland klein, aber für die Jugendlichkeit des Reiches ist sie doch schon ganz anerkennenswerth.

Land	Kriegs- u. Marine-Budget Franken	Staatsschulden Franken
Deutschland	867 785 846	1 547 255 406
Großbritannien (aus-schließlich Kolonien)	738 419 642	17 809 979 560
Frankreich	927 238 547	28 000 000 000
Oesterreich	301 213 960	10 280 047 245
Ungarn	200 000 000	3 745 179 050
Rußland	1 044 909 468	22 524 469 900
Italien	403 887 140	11 240 936 860
Spanien	184 172 693	6 275 268 482
Portugal	39 515 923	2 991 155 941
Schweden	40 065 750	372 506 625
Norwegen	12 807 000	138 384 000
Belgien	46 834 732	1 923 118 174
Niederlande	74 152 303	2 313 083 430
Griechenland	23 267 824	623 083 288
Dänemark	23 610 161	290 360 940
Türkei	155 550 000	2 714 149 365
Bulgarien	33 281 854	76 545 626
Montenegro	500 000	2 125 000
Rumänien	34 394 270	851 412 554
Serbien	9 646 104	280 000 000
Schweiz	42 490 806	30 572 000
	5 193 773 753	114 030 430 446

Erklärung.

Wegen der Zusatznotiz zu dem Aufruf der Tapezierer in der vorigen Nr. habe ich verschiedene Briefe bekommen, aus denen hervorgeht, daß der Satz falsch aufgefaßt ist. Ich erkläre also hier:

Ich bin prinzipiell für die Feier des ersten Mai; ich habe den Beschluß der Fraktion, die Feier auf den dritten Mai zu verlegen, nicht billiger können und halte auch die Fraktion nicht für kompetent zu einem derartigen Vorgehen; ich bin überzeugt, daß, wenn von Seiten der Parteileitung eine allgemeine Feier inszenirt wäre, dieselbe nicht nur nicht gefährlich gewesen wäre, sondern auch einen großen moralischen Sieg für uns bedeutete hätte; ich bin ferner überzeugt, daß die Muthlosigkeit der deutschen Sozialdemokratie unseren ausländischen Genossen, welche an der Feier fest halten, sehr schaden wird.

Allein nachdem der Aufruf nun einmal erfolgt ist und die bei weitem überwiegende Majorität der Genossen nicht feiern wird, halte ich es für äußerst gefährlich, wenn die Genossen, welche anders denken, nun doch für sich allein feiern. Wenn mindestens eine Million Arbeiter die Arbeit niedergelegt hätten, so könnten die Unternehmer nichts dagegen thun; wenn aber nur ein paar Tausend feiern, so ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß diese ausgepöbert werden.

Meine persönliche Meinung bei der Sache ist demnach die: am 1. Mai nicht zu feiern, sich aber auch nicht an einer ganz bedeutungs- und zwecklosen Sonntagsnachmittagszusammenkunft zu betheiligen.

Ich habe diese Meinung Niemandem aufdrängen wollen, aber ich habe es auch für meine Pflicht gehalten, dieselbe zu äußern. Ich bin für den Inhalt des Blattes verantwortlich, und wenn ich die Aufrufe ohne alle Bemerkung abdruckte, so würde ich dadurch erklären, daß ich mit ihnen übereinstimme.
P. E.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 6. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Große Versammlung

am Dienstag, den 21. April 1891, Abends 8 Uhr, im Lokale des Herrn **Kuebel**, Radstraße 58.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Reichstags-Abgeordneten Förster. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragelasten. — Gäste haben Zutritt. **Der Vorstand.**

Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins u. Umgeg.

Ordentl. General-Versammlung

am Mittwoch, den 22. April, Vormittags 10 Uhr, in **Gratweil's Bierhallen**, Kommandantenstraße 77-79.

Tages-Ordnung: 1. Bericht des Vorstandes. 2. Bericht des Kassirers und der Revisoren. 3. Neuwahl des Vorstandes und der Revisoren. 4. Berathung des Reglements. 5. Verschiedene Vereins-Angelegenheiten. — **Luitungsbuch legitimirt. Der Vorstand.**

Fachverein für Schlosser und Maschinenbauer Berlins u. Umg.

General-Versammlung

am Montag, den 20. April, Abends 8 1/2 Uhr, in **Feuerstein's Salon**, Alte Jakobstraße 75.

Tages-Ordnung: 1. Rechnungslegung des Kassirers pro 1. Quartal 1891 und Bericht der Revisoren. 2. Auflösung des Vereins event. Wahl einer Liquidations-Kommission. 3. Verschiedenes. — **Mitgliedsbuch legitimirt.**

Bei der Wichtigkeit der Tagesordnung ist es Pflicht sämtlicher Mitglieder in der Versammlung zu erscheinen. **Der Vorstand.**

Lese-Klub „Freie Denker“

1. Stiftungs-Fest

am Sonnabend, den 25. April, in „**Allems Volksgarten**“, Hasenhaide (beide Söle). Festspreche gehalten von Herrn **Peus**.

Anfang 9 Uhr. **Entree 30 Pf.**
Billets sind zu haben bei Klein, Rottbuser Damm 14, Haugl, Boeckstr. 12, Riekamp, Rottbuser Damm 1, Kerkau, Zahnstraße 8, Vödemann, Gitschinerstraße 85, Schmidt, Diefenbachstraße 34 und in allen mit Plakaten belegten Handlungen.

Achtung Metallarbeiter!

Sonntag, den 19. April, Vormittags präzise 10 Uhr, im „**Fern-Palast**“, Ecke Burg- und Wolfgangstraße,

Große öffentliche Versammlung

aller in der Metallindustrie beschäftigten Arbeiter.

Tages-Ordnung:
1. **Das Komplott der Metall-Industriellen gegen die Arbeiter.** Referent: Kollege A. Gerisch.
2. Diskussion.
3. **Stellungnahme zu dem am 1. Juni zu Frankfurt a. M. stattfindenden Allgem. Metallarbeiter-Kongress und Wahl der Delegirten.** Referent: Kollege A. Förster.
4. Wahl einer Kommission.

In Anbetracht dieser hochwichtigen sowie umfangreichen Tagesordnung eruchtet um zahlreiches und pünktliches Erscheinen. **H. Verhold**, Wilhelmstr. 21.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 4. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Große Mitglieder-Versammlung

am Dienstag, den 21. April 1891, Abends 8 Uhr, im Vereinshaus „**Süd-Ost**“ Waldemarstraße 75.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag über: „Die Christenbewegung in England.“ Referent: Robert Schmidt. 2. Diskussion. 3. Vereins-Angelegenheiten. 4. Verschiedenes und Fragelasten. Pflicht eines jeden Mitgliedes ist es, in dieser Versammlung zu erscheinen. **Der Vorstand.**

Albert Auerbach, Berlin S., Rottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager für Herren, Damen und Kinder. **Keelle Bedienung. — Feste Preise.**

Allen Parteigenossen empfehle meine **Destillation nebst Bier-Lokal** **O. Zabel**, Frankfurter Allee 90, Ecke Wöglingerstr.

Berliner Parteigenossen!

Gutes Landbrot liefert täglich frisch **Joh. Haussmann** Mariendorf.

Allen Parteigenossen empfehle mein **Weiß- u. Bairisch-Bierlokal** Potsdamer Bier.

August Insinger Krausstr. 48.

Knüppel aus dem Sack.

Von allen Wünschen in der Welt
Nur einer mir am liebsten gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wünschsmacht,
Ich dächte mir bei Tag und Nacht
Nur: Knüppel aus dem Sack!

Dann bräuch' ich weder Gut noch Gold
Ich möchte mir die Welt schon hold
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Ich wär' ein Sieger wie ein Held
Der erst und beste Mann der Welt
Nur: Knüppel aus dem Sack!

Ich schaffte Freiheit, Recht und Ruh
Und frohes Leben noch dazu
Beim: Knüppel aus dem Sack!
Und wollt' ich selbst recht lustig sein,
So ließ ich tanzen Groß und Klein
Beim: Knüppel aus dem Sack!

O Märchen, wärdest du doch wahr
Nur einen einzigen Tag im Jahr,
O Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
Und schlage drein ob'n Unterlah,
Frisch: Knüppel aus dem Sack!
Auf's Pumpenpad!
Auf's Hundepad!

Hoffmann von Fallersleben.

Die papierne Passion.

(Alle Kapelle.)

Eine Berliner Studie.

Von

Arno Holz und Johannes Schlaf.

Eine kleine Berliner Küche, vier Treppen hoch, um die Weihnachtszeit. Es ist fast dunkel. Nur das Heerdfeuer, das oben über die Decke zittert, und unten ab und zu aus dem Kachelofen ein paar Funken, die bis in den Kohlenkasten springen.

Mutter Abendroth'n, eine große brunnbrüne Schüssel zwischen den Knien, sitzt da und reibt Kartoffeln. Ihr dicker, rundes Gesicht ist in den Widerschein der Heerdglut vor ihr getaucht und rötlich; ihr Haar schwarz und glatt geschleift. Sie trägt eine dunkelbraune Tricotaille, die durch eine bunte Brosche zusammengehalten wird mit dem Bildniß der Königin Louise.

Die Uhr über dem Bett tickt, stöhne weicht der Wind den Scher gegen das kleine Fenster. Dazwischen, zuweilen, leise in das dumpfe Geräusch der Fabrik hinten auf dem Hofe, das Klirren der Scheiben.

„Gach Gott ja! — Ja sag ja! So'n Froozimmer!“

Das Kreischen ist ihr in den Drei gerutscht, sie klopfte es gegen den Schüsselrand ab.

„Ja sag' ja! Ja ärger mir noch kaputt! An ganzen Leibe! Ja krieg' de Schwindsucht! So'n Froozimmer!“

Die kleinen silbernen Ringe in ihren Ohrclappchen zittern, wieder klang es regelmäßig durch die kleine Küche.

„Nee! nee! So'n Froozimmer! So'n . . . pff! Doch schlecht! Ja sag' ja! Warum nich gleich lieberst in de Beene? So'n Miststücken! Na komm du mir man! Ja weer dir schon wischen! — — — Wat?? . . . Geuzen . . . Zween . . .“

Die Uhr über dem Bett hat zu schlagen begonnen, Mutter Abendroth'n zählt.

„Bieren . . . Fünfen . . . Wat? Sechsen! — Rannu wird's Dag! Nu schlag eener lang hin! So'n Nas!“

„Det jreechte Portmanneh, Det jreechte Portmanneh, Hat Ladewich, hat Ladewich, Det jreechte Portmanneh . . .“

Mutter Abendroth'n hat aufgehört! Draußen eine hohe, etwas heisere Stimme; langsam, singend, kommt es die Treppen in die Höhe gestampft.

„Det jreechte Portmanneh . . .“

Jetzt geht die Entreehür.

„Hat Ladewich, hat . . .“

„Ach, warr!! — Ettchen, dattchen, dittchen, dattchen, Zebe de Bebe de bunte Klattchen, Zebe de Bebe de Buff!“

Jetzt, endlich, ist auch die Kachelhür aufgegangen.

„N Abend, Mutter'n!“

„M!“

Verblüfft ist Wally an der Thür stehen geblieben. Sie ist ein kleines, blondes, vermedertes Ding von elf Jahren. Den Schneeball vorn an ihrer Nase hat sie sich noch so schnell als möglich wegzuwischen gesucht, sie stottert.

„Ja . . . id . . .“

„M!“

Unten vier Treppen tiefer aus dem Budikerteller dringt jetzt deutlich der dünne Ton einer Ziehharmonika: „Siste woll, da kommt er, lange Schritte nimmt er . . .“ Mutter Abendroth'n hat sich die Hände in die Seiten, mitten in die dunkle Küche gestellt.

„Siste woll, da kimmt er schon, der besoffne Schwiegerohn.“

„I! — Seh doch! — Also doch schon?“

„Ja . . . id hab jo man . . . Liefel!“

„Wat?? Liefel?? — Jamoll, Du Nas! Hab — id — Dir — nich jefagt, Du sojt um Bieren widder da find'?? Wat?! Un jeh is 't Sechsen!!! Na wachte Du! Ja weer Dir! Froozimmer! Mensch, infamichet!!“

Det's nu schon det dritte Mal!! Mit die verfluchtigten Bengels haste Dir wieder runjertreiben! Un'n Weihnachtsmarkt! Nassstide!!!

„Ach, Mutter'n?! Mutter'n?! Ja — id — wilt' jo — Mutter!! Mutter!!!“

„So! — So! — Ne! — Ne! — Ja weer Dir! . . . Ja han Dir noch dette Boomeel siebst!!“

„Mutter!! — Mutter!!“

„De Schwindsucht ärje' id mir noch am Halse mit Dir! . . . Ruppige, riedije Bolle, Du!!“

„Muh . . . tär!! — Muh-tär!!“

„Biste ruhig?! — Obste stille bist?! . . . So! Nu klucke man noch wie so'ne olle Truthe! Ja weer Dir! Man immer rundreibe! Wat?! Schularbeeten un so wat: och, is janich! Is nich! Gott, na! Ja sag oof! Wat aus det Neechen noch weeren soll? — Wachte Du!! Kloobst Du, id laß Dir jo'n Miststide von Froozimmer weeren, det sid mit alle Kerls rundreibe!! Wat?! — Eh'r han 't Dir de Knochen im Leibe kaputt!! Eh'r häng 't Dir uff!!!“

Sie ist jetzt auf den Küchentisch zugeschlurft, mit einem Rud hat sie die Lampe hoch, wührend schüttelt sie das alte Ding hin und her.

„Da! Hier! Un der Gel is och alle! So! Vor Dir kann' woll hier in Dunkeln sitzen! Wat?! — Vauter Fiffematenten haste in Kropp!! Aber an wat denken, is nich!! Olle dufflichte Drooplade, Du! . . . Ach, wat! Hab Dir man! So?! — Biste jez machen, dette uffstehst?! Kannst gleich noch mehr bejeht!! — Jez holste Petroljum, verstehste?! — Na? Wird's bald?! — Ja weer Dir Beene machen!! Neeluse! — Da! hier! Halt doch de Hand uff!! — Na?! Un de Fulle? Natierlich! Is widder nich!! Halt doch — jeh, ollet, deemlichtet Stide Meebel, halt doch jeh!! . . .“

Endlich ist Wally wieder zur Thür hinaus. Draußen schluchzt es noch ein paar Mal, dann klappt die Entreehür zu.

„Gach Gott, na! Ja sag schon!“

Mutter Abendroth'n hat sich wieder auf ihren Stuhl gesetzt, wieder fragen die Kartoffeln über das Kreischen. Draußen tappt es laut die Treppen hinunter. Eine Weile vergeht. Das kleine, blühende Pflüchchen auf dem Fußboden der langen Pfeife hinten in der Schrankkiste tanzt, zwischen den beiden blutrothen Treddeln oben am Mundstück sinken ein paar Goldfäden . . . Eben ist unten durch den Thoweg wieder ein schwerer, mit Eisen beladener Wagen in den Hof gerastet. Ein paar Arbeiter rufen und lachen, unten im Budikerteller muß man unterdessen die Fenster geöffnet haben, die Ziehharmonika ist verstummt, deutlich klappern ein paar Billardbälle. Dazwischen, regelmäßig, von der Fabrik her, die Dämpfe.

„Gach Gott ja!“

Endlich hat wieder die Entreehür geknarrt, auf der Strohdede schrubbelt sich jemand hastig den Schnee von den Füßen, dazwischen laßt und schwaht Wally.

„Rannu?“

Einem Augenblick lang hat Mutter Abendroth'n aufgeblickt.

„Ah so!“

„Ku! Is jo janich, mal wah! — Sagen's mal: wahhastig!“

Die Kachelhür ist aufgegangen, draußen in dem kleinen, stodunklen Entree glüht jetzt der rote Punkt einer brennenden Cigarette auf. Man duselt.

„Herr Haase?! Sagen's mal . . .“

„Na?! Wacht doch, dette rinfommst!“

„Gu'n Abend, Frau Abendroth!“

Der runde, rote Punkt draußen wippt eilig ein paar Mal auf und ab, dann geht irgendwo in der Dunkelheit eine Thür.

„Ah! 'n Abend! Rannu?! Treten S' doch 'n bißchen neher, Herr Haase!“

„O, wenn . . . hm . . . wenn Sie gestatten?“

„O, na! Wojo nich?! Bitte!“

„Gu'n Abend! . . . Gu'n Abend!“

„N Abend oof!“

Herr Haase ist schüchtern eingetreten. Ein lang aufgeschlossener, schmalschultriger Mensch; unter den Arm hat er eine dicke glanzlederne Collegmappe geklemmt.

„Mutter! Herr Haase sagt . . .“

„Na?! Laß doch noch de Fulle jallen, ja?! Froozimmer dufflichtet!“

Wally ist einen Augenblick zusammengezuckt, sieht aber Herrn Haase schon wieder grade in's Gesicht.

„Ach, Mutter! Seh mal, wat Herr Haase fier 'ne rothe Neese hat!“

„Rannu?! I, jeh doch! Rannu wird't ja immer besser! Biste wachten, biste jefragt wißt, Kogneese?!“

Herr Haase hat jetzt seine große, rothe, gekräumte Vogel-nase schnell in sein Taschentuch vergraben. Er schändzt sich.

„Hm — Ein gränliches Wetter heute!“

Er hat sich jetzt noch dichter gegen den Heerd gedrückt, seine dünne Stimme zittert vor Frost. Mutter Abendroth'n macht sich mit der Lampe zu schaffen.

„Ach ja! Et macht' ne jute Hude hin!“

„Hm! — Was ich . . .“

Herr Haase besieht sich zersirent das feuchte, zerlaute Ende seines Cigarrenhummels. Wally ist auf den Stuhl neben dem Fenster geklettert und sucht nun durch die befestigten Scheiben unten in den Hof zu sehn.

„. . . Was ich . . . noch sagen wollte, Frau Abendroth. Ja . . .“

Seine Lampe ist ihm auf die Dielen gegelitten, er bückt sich nach ihr. Langsam klettert das Del in die Lampe.

„. . . Ich — wollte Sie nämlich bitten, liebe Frau Abendroth, sich mit der Miethe doch noch — ein wenig, das heißt, ich meine . . . ein paar Tage mein' ich . . . geduldigen zu wollen! Ich . . .“

Mutter Abendroth hat nicht geantwortet, mehrmals wischt jetzt Herr Haase mit seinem Ärmel über die Nase.

„. . . Ich — Sie wissen ja, ich . . .“

Mutter Abendroth'n hat ihre Lampe unterdessen wieder zugebreit und püfset nun in den Brenner.

„Pff! — O, lassen Se det man jut sind, Herr Haase! Pff! . . . Pff! . . . det — Pff! — det hat ja janichst zu jagen!“

Die Lampe wischt ihr Licht jetzt voll durch die Küche, Wally, die aufmerksam zugehört hat, dreht sich wie ertrappt wieder schnell ihrem Fenster zu. Sie hat sich die Schürze vor den Mund gestopft, ihre spitzen Schultern jucken vor unterdrücktem Klammern. Herr Haase ist noch fassungslos geworden, Mutter Abendroth'n sieht sich empört nach ihr um.

„Na? Wat haste denn, olle Jans?! Bist woll wieder'n paa aus de Armenkaffe, wat?!“

„Hm! — Sie . . . Sie wissen ja, wie das ist! — Meine — Mutter kriegt ihre Finjen immer so unpünktlich . . . und . . . und . . .“

Herr Haase dreht nervös seinen Stummel zwischen den Fingern.

„. . . und — alles werd' ich Ihnen diesmal wohl auch nicht geben können!“

Mutter Abendroth'n setzt die Lampe auf den Tisch, sie sagt kein Wort.

„Es ist nur, weil . . . Ich habe jetzt nämlich auch — einen Stundenschüler verloren . . . und . . . hm!“

Som Fenster her prüflet es.

„Hm! — Na! — Ich will man nun 'nübergehn!“

Herr Haase hat die Hand auf die Thürkante gelegt.

„Aber . . . wat denn?! — Wärm'n Se sid doch noch'n bißchen! Dräben is't joo och man kalt!“

„Aber . . . ich . . .“

„Ach, bleib'n Se man! — Wachten Se! — Ja jloob — id hab da noch . . . Woll'n Se vielleicht noch 'ne Tass' Kaffe?“

„O . . . Sie sind — jehr freundlich!“

Schüchtern hat Herr Haase sich wieder gegen den Heerd gelehnt, in der Fensterleiste schmurgelt es, als ob Jemand erwidern wollte. Herr Haase sieht unwillkürlich auf seine sehr kurzen Hosen hinunter.

„Rannu?! . . . Na? — Jieb Dir doch! — Ja?!“

Herr Haase schmeugt sich wieder.

„Na! Ja sag jchor! — Det Balg! — Wat man so 'ein'n Kerjer hat? — Ne, id sag oof!“

Mutter Abendroth'n hat jetzt die kleine, blaue, schwarzberastete Kasserolle von den durchglühnten Heerdbrüngen abgehoben; durch die kleine, kreisrunde Öffnung in der Mitte flackert es roth auf.

„Ja! — Mit die Miethe, wissen Se . . . id hätt' ihr zwar jehr nöthig . . . Ne! Pfu! Deibel ja! All wieder verbrannt! Ja sag ja!“

Mutter Abendroth'n zerrt verdrießlich die heißen Ringe wieder über das Feuerloch.

„Ach! Nur bis zum Fünfzehnten! Wenn Sie sich bis zum Fünfzehnten gedulden könnten! . . .“

„Ja! Ja . . . Sehn Se! — Et is man . . .“

Sie gießt den heißen, dampfenden Kasser in eine große, blaumarmorirte Porzellanwanne und mischt nachdenklich ein paar Pöffel Kochzucker hinein.

„. . . id meen man! — Sehn Se! Mein Karl bringt mir diejetmal och man dreißig Mark. Na! Un denn hab' id man noch de Miethe von Herrn Adberu un von der Freilein da in die Vorderstube. Sehn Se! Un davon soll id nu leben und de beire Miethe bezahl'n! — Un denn gloob'n Se ja janich, wie beier det jeh allens is! — Fier det Sticksken Butter muß id jeh siebzig Pfennige . . .“

„Siebzig . . .“

„. . . siebzig Pfennige in de Markthalle bezahl'n! Ja! Sie jloobn janich! — Na! Aber lassen Se man gut sind! Wat nich is, is nich!“

Sie präsentirt Herrn Haase die dampfende Tasse.

„Da! Trinken S' man!“

„Hm! — Ich danke jehr! danke jehr!“

Herr Haase ist wieder ein wenig roth geworden. Vorsichtig hat er die Tasse genommen. Sie ist bis zum Rande voll. Er schlürft in kleinen behaglichen Zügen.

„Gach Gott ja! — Ja sag schon . . . det Leben!“

Mutter Abendroth'n hat sich wieder auf ihren Stuhl gesetzt und die Schüssel auf den Schooß genommen.

„Is man so'ne Lurke! Wat? — Aber bei so'ne Kälte thut't doch jut!“

„Ach! Er ist — ausgezeichnet! . . .“

Herr Haase hat aufgeschmetzt, er lächelt jetzt. Mutter Abendroth'n hat hat ihren Arm lang über den Schüsselrand gelegt und blinzelt ihn nun gutmüthig an.

„Na, wachten Se man! Wenn Se erst mal Professor sind!“

Herr Haase bückt sich über die Tasse.

„Aber — denn hab'n Se de olle Abendroth'n lange vergessen, wat?“

„D!“

Mutter Abendroth'n lacht.

„An! Da muß man ville Feld hab'n! Wah ja, Herr Haase?“

Die leere Tasse, die Herr Haase eben auf den Heerd setzt, klappert.

„Du??! — Ja weer Dir! — Sojt Dein unjewaschnet Maul nich in allens häng'n!“

„Ach Gott!“ — Lassen Sie doch! — Was ist denn da weiter bei?“

„I, na! Wat denn?! Is jo wah! Wirklich! Sie jloob'n janich, wat id mir mit det infamichte Jör ärgeru muß! — Eben kann id ihr halbdot jehanen hab'n: im

nechsten Dogenblick, als wenn nicht gewesen weer! — Ja sag Ihn'n: abjehret is det Kroonzimmer, abjehret is — so'n Hund! — Na, id jag blos! Mit det Weechen! — Jott na! Id jag oot! So'n ollet, jrohet, zwölfjähriget Balg nu! Ne! — Vor mein'n Feizen, as der noch lebte, hatte se wenigstens noch Respekt! Aber ide? — Jott, na!

Sie hat das Weischen fallen lassen und betrachtet nun anbdchtig die zerbrochene Kofette oben auf dem Spinde.

(Fortsetzung folgt.)

Sybel's Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.

III.

H. M. Wir wissen und sind uns längst darüber klar, daß die Staatengeschichte durch die ökonomische Entwicklung bedingt und bestimmt wird. Nirgends aber tritt diese Wahrheit in ein helleres Licht als in der Bildungsgeschichte des deutschen Reiches, was jedoch nicht hindert, daß sie von den blöden Augen der Geschichtsforscher nicht gesehen wird, die wohl Urkunden entziffern können, denen aber der Lapidarstyl der realen Begebenheiten ein unlösbares Räthsel bleibt. So geht es auch Herrn von Sybel.

Er stolpert förmlich über die ökonomischen Interessen, welche die Partikularstaaten des deutschen Bundes zum deutschen Reiche zusammenschweißen, so deutlich treten sie selbst in den preussischen Staaten hervor; — aber er sieht sie nicht und anstatt daß sie ihm zum Schlüssel werden, mit dem er uns das Verständnis für den geschichtlichen Werdeprozeß unseres Reiches erschließt, werden sie ihm zum Stein des Anstoßes, der ihn hie und da aus seinem alten Geleise bringt und ihn wahre Bajazzo-sprünge vollführen läßt. Und gerade diese sind es, welche uns interessieren.

Die 48er Revolutionen hatten die Potentaten in nicht mißzuverstehender Weise darüber belehrt, daß sie für die materiellen Interessen ihrer Bourgeoisien zu sorgen hätten. Man kam dahinter, daß insbesondere deren Vernachlässigung zum Umsturz geführt habe. Nachher, der spätere österreichische Ministerpräsident, erläuterte im Anfang der 60er Jahre dem Fürsten Bismarck: „Die Florirung Oesterreichs in Handelsjahren sei schon von Metternich als unerträglich anerkannt worden, ja man könne sie als eine Hauptursache der Wiener Märzrevolution bezeichnen“ (Sybel II 45).

Aber die Beförderung der materiellen Interessen war nicht so leicht gethan als gesagt. Sie erforderte die Herstellung eines großen Absatzgebietes durch eine einheitliche Zollpolitik, die wiederum nur möglich war, wenn sich eine der beiden im Bunde befindlichen Großmächte, Preußen und Oesterreich, der anderen unterordnete. Darin aber lag gerade die Schwierigkeit. Es dauerte lange, bis sie endgiltig gehoben wurde — es geschah 1866 auf dem Schlachtfeld von Sadowa — durch den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland. Die Zeit von 1850 bis dahin wurde durch einen diplomatischen Kampf der beiden Mächte um die Hegemonie ausgefüllt.

Preußen trat von vornherein in denselben mit größeren Chancen. Seine stärkste Position war der Zollverein. Dieser eroberte Preußen alle deutschen Bourgeoisien und damit nach und nach alle deutschen Regierungen mit Ausnahme Oesterreichs. Dieses suchte eifrigst nach einer Gelegenheit, Preußens Zollverein zu sprengen. Eine solche schien gekommen zu sein, als Preußen im November 1851 den Zollverein auf den 1. Januar 1854 kündigte, um einen neuen auf diesen Termin abschließen zu können, in den auch Oldenburg und Hannover unter vortheilhaften Bedingungen neu aufgenommen werden sollten.

Sybel weiß uns nun über Oesterreichs Sprengversuche folgendes zu berichten:

Fürst Schwarzenberg (Oesterreichs leitender Staatsmann) berief sämtliche deutsche Staaten bereits für den Januar 1852 (Preußen hatte sie zum April 1852 nach Berlin eingeladen) zu einer Konferenz nach Wien, um hier zunächst über einen Handelsvertrag, dann aber auch über die Vorbereitung einer vollständigen Zolleinigung zwischen Oesterreich und Deutschland zu berathen. Die Grundbedingung beider Entwürfe war, wie sich aus den Verhältnissen mit Nothwendigkeit ergab, eine immer wachsende Erleichterung des inneren Verkehrs zwischen beiden Ländergruppen, verbunden für den Zollverein mit einer Erhöhung seiner Eingangszölle gegen das übrige Ausland, nach Maßgabe seines österreichischen Systems, mithin im geraden Gegensatz zu den Tendenzen des von Preußen mit Hannover abgeschlossenen Vertrags. Für den vorauszu sehenden Fall, daß Preußen dagegen widerspenstig bleibe, wurde im Geheimen den alten Freunden Oesterreichs, Bayern, Württemberg und Sachsen, den beiden Hessen und Nassau ein weiterer Entwurf vorgelegt, durch welchen diese Staaten sich zur Zolleinigung mit Oesterreich ohne Preußen verpflichteten. Da die Verhandlungen über den von Oesterreich vorgeschlagenen Handelsvertrag sowie über seine Zollvereinigungsprojekte zu keinem Resultat führten, so erwartete man in Wien, daß die Südstaaten jetzt die Zolleinigung mit Oesterreich ohne Preußen schließen würden, womit sie dann dem preussischen Einfluß entzogen wären. Nach Aussage des Herrn von Beust wären damals Bayern und Württemberg dazu nicht übel geneigt gewesen, Sachsen lehnte nach Lage seiner hochentwickelten Industrie den Verein mit Oesterreich unbedingt ab. Ja, es kam dazu, daß auch in den übrigen Staaten der Koalition die öffentliche Meinung sich trotz aller schätzlichen Inter-

ressen für die Erhaltung des alten Zollvereins mit Macht erhob (Sybel II 160/62).

Dieser Vorgang ist außerordentlich lehrreich. Er zeigt uns, wie es die Interessen der Industrie, der Bourgeoisie sind, welche in einer so hochpolitischen Bewegung den Ausschlag geben. Das preußenfeindliche Sachsen wird durch seine Industrie aus dem preußenfeindlichen Lager heraus in den preussischen Zollverein getrieben. Und die öffentliche Meinung, d. h. wiederum die Bourgeoisie, bewirkt in Württemberg, Bayern und Hessen, daß trotz der oesterreichfreundlichen Politik der Regierungen, diese sich auf Preußens Seite schlagen muß.

Und warum das alles? Weil die kapitalistische Produktion Preußen und die norddeutschen Bundesstaaten bedeutend mehr revolutionirt hatte als das noch tief in der Naturalwirtschaft stehende Oesterreich; weil die wirtschaftlichen Interessen Süddeutschlands mehr mit Norddeutschland gemein hatten als mit Oesterreich. Vor allem fehlte es dort an Geld, um die Waare der deutschen Industrien zu kaufen. Die Seigneurs wirtschafteten dort mit ihren großen Besitzungen so schlecht, daß sie Schulden im Ausland machen mußten. Diese aber durften nur mit Gold und Silber verzinst werden. So gingen die edlen Metalle in andere Länder; in Oesterreich selbst waren sie fast eine Seltenheit im täglichen Verkehr. Da konnte also der süddeutsche Bourgeois keine Geschäfte machen. Und darauf kam es ihm an, nicht auf die Interessen und Sympathien seiner speziellen Landesväter für Oesterreich. Da in Preußen und Norddeutschland bessere Geschäfte zu machen waren, entschied er sich für Preußen. Er entschied damit auch zugleich, wie die „deutsche Frage“ gelöst werden sollte, er prädestinirte Oesterreichs Niederlage bei Sadowa!

Der australische Dockarbeiterstreik.

II.

Ueber die eigentliche Weise, wie der Streik der Seeleute zu einem allgemeinen australischen sich entwickelte, ist es schwierig, positive Daten mitzutheilen, da sich die Darstellungen widersprechen. Während die Kapitalisten behaupten, daß die Vergleute aus Sympathie mit den Seeleuten streikten, erklärte Mr. Fitzgerald, der von den Streikführern nach London delegirt wurde, um daselbst moralische und pekuniäre Unterstützung zu suchen, daß es in jener Branche eigentlich keinen Streik, sondern einen lockout gegeben habe. Die Unternehmer hätten sich überall, namentlich in den Bergwerken von Brocken-Hill gegen die geforderten Lohnerhöhungen gestraubt und hätten den Umstand, daß die Vergleute den Streikenden eine Aushilfe schickten, dazu benützt, letztere auszusperren. Sie hätten sie aushungern wollen, doch kam Hilfe von England. Sei dem nun wie immer: so viel scheint Thatsache zu sein, daß einzelne Branchen den allgemeinen Streik zu benützen suchten, um bei dieser Gelegenheit auch eigene Fragen auszuhechten. So suchte die Union der Wollscherer sich ihre zahlreichen blacklogs auf die Weise vom Halbe zu schaffen, daß sie erklärte, keine der affiliirten Unionen werde Wolle angreifen, die von Nichtunionisten geschoren worden. Hierauf erklärten wiederum die Squatters, daß sie sich keines Schiffes bedienen würden, welches nicht nichtunionistische Wolle führe. So war der Krieg erklärt; man suchte Verbündete. Der Gewerverein der Scherer gewann 220 Unionen in den verschiedenen Kolonien, namentlich solche, die mit dem Wollgeschäfte zusammenhängen, so daß man glaubte, kein einziger Ballen Wolle werde aufgeladen werden. Da legte sich jedoch die neu organisirte Union von Eisenbahnbeschäftigten ins Mittel und erklärte, daß sie zwar selbst Unionisten seien, daß sie jedoch auch zu gleicher Zeit öffentliche Diener seien, mithin die Sache reiflich erwogen werden müsse. Den Squatters eilten sofort auch sämtliche Arbeitgeber zu Hilfe, die meisten großen Wollfirmen von Melbourne und Sydney, die leitenden Finanzmänner und die Rheder; es wurde ein Uebereinkommen getroffen, daß, falls die nichtunionistische Wolle nicht verschifft werden könnte, man sie wenigstens für geeignete Zeit einlagere. Mit den großen Dockbesitzern wurde vereinbart, daß die letzteren keinen Arbeiter aufnehmen, der nicht nichtunionistische Wolle handhaben wolle. Als bekannt wurde, daß einige Schiffseigenthümer geneigt seien, nichtunionistische Wolle zu verschiffen, wurden sogleich Geldsammlungen zum Behufe der Anschaffung von nichtunionistischen Bemannungen veranstaltet. Die Streikführer wendeten sich an die Dockunion von London mit dem Ansuchen, jene unionistischen Schiffe zu blockiren. Da jedoch die Londoner Union sich zu einem solchen Kampfe nicht stark genug fühlte, vertagte sie einen Entschluß in dieser Angelegenheit bis zur Ankunft der betreffenden Fahrzeuge.

Da sich im Verlaufe des Streiks bald sämtliche Kategorien von Arbeitgebern solidarisch fühlten, ist es erklärlich, daß man darauf bedacht war, eine allgemeine Assoziation ins Leben zu rufen. Den ersten praktischen Schritt dazu machte ein Meeting, das zu Sydney am 2. September einberufen wurde und die Bildung einer Employer's Defence Association of Australasia beschloß, welche Vereinigung sämtliche Interessenten zu umfassen habe und deren Lebensaufgabe die Führung „des Kampfes der Gesellschaft gegen einen aggressiven Unionismus“ sei. Das Meeting verpönte das Boykottsystem, wie es von den Vertretern des Gewervereins praktiziert werde; welches Boykottiren sich nicht nur gegen die Arbeitgeber, sondern gegen die nichtunionistischen Kollegen lehre und „nicht nur eine Verletzung der persönlichen Freiheit sei,

sondern auch den besten Interessen der australischen Kolonien wiederstrebe.“ Denselben Geist athmet die einstimmige Resolution der Schlußsitzung der Panaustralischen Konferenz von Arbeitgebern vom 12. September. Die Kapitalisten erklären sich darin für Anhänger des Prinzips der „Arbeitsfreiheit“, beschließen, gegen jede Art von Boykottiren vereinigt vorzugehen, die während des Streikes aufgenommenen Arbeiter nicht zu entlassen; aus Rücksicht auf Erhaltung der Disziplin darf kein Kapitän noch Beamter Mitglied einer Arbeiterunion sein; schließlich wurde beschlossen, die bisherigen Arbeitgeber-Unionen in der Art zu erweitern, daß sämtliche Arbeitgeber zu den bestehenden Kombinationen beitreten, neue gebildet werden, und daß sämtliche Kombinationen einer Kolonie einen föderalen Rath bilden, welche Federal Councils wieder unter einander affiliirt und konsolidirt werden sollen. — Wie wir sehen, ist diese Organisation der Kapitalisten derjenigen der Arbeiter nachgebildet und es steht nun Union gegen Union, Föderation gegen Föderation, **Gesamtkapital gegen Gesamtarbeit.**

Die Arbeiterschaft, wie sie auf der Konferenz von Sydney vertreten war, anerkannte loyal das volle Recht der Arbeitgeber, sich in dieser Weise zu organisiren und betonte das gleiche Recht der Arbeiterkorporationen. Auch die Konferenz proklamirte das Prinzip der Arbeitsfreiheit, die jedoch durch die gesetzlich anerkannten Gewerksvereine nicht verletzt, sondern gerade im Gegentheile verbürgt werde. Als eine Folgerung davon behauptet die Konferenz das Recht der organisirten Arbeiterschaft, einzelne Bewerber nicht in die Unions aufzunehmen und die Freiheit, die Arbeit in dem Falle zu verweigern, wenn deren Bedingungen im Widerspruche zu den Interessen der Arbeiter stehen. Um diesen Beschlüssen mehr Wirksamkeit zu verschaffen, wurden sämtliche der Labour-Union affiliirte Organisationen aufgefordert, sich in Bereitschaft zu halten.

Bisher hatten die Sympathien der Bevölkerung sich stets den Arbeitern zugewendet — nun wandte sich die öffentliche Meinung gegen die Streikenden. Mr. Fitzgerald, der Londoner Emisär, erklärte, daß dadurch, daß die eigentliche und richtige Geschichte des Streiks mißverstanden wurde, die Bevölkerung durch die den kapitalistischen Interessen tributpflichtige Presse irreführt worden sei. Auch habe sich die Regierung feindlich gegen die Arbeiter benommen, indem sie den Dock Barrikaden errichtete und das Militär anwies, bei dem geringsten Tumulte zu feuern. Das habe sehr böses Blut gemacht und es hätten auch die Kapitalisten auf Tumulte gewartet, um die ganze Bewegung zu diskreditiren.

Wie viel an diesen Anklagen richtig ist, läßt sich nicht leicht feststellen; Thatsache ist, daß der letzterwähnte Vorwurf bei allen Arbeitskämpfen in allen Ländern von Seiten der Arbeiterführer erhoben wird. Daß man in Sydney oder Melbourne von Seite der Regierung die Arbeiterschaft hätte absichtlich provoziren wollen, ist übrigens kaum anzunehmen. Soviel scheint jedoch festzustehen, daß man bei Aufgebot der bewaffneten Macht nicht immer die nöthige Vorsicht zeigte. Andererseits überschritten jedoch auch die Streikenden das Gebiet berechtigter Wahrung eigener Interessen und es war unbestreitbar Pflicht der Regierung, Thätlichkeiten gegen blacklegs vorzubeugen; oder sie nach Maßgabe des Gesetzes zu strafen. Wohl hatte Sir Henry Parkes recht, als er im Parlament erklärte: der Streik lasse sich ärger an, als eine feindliche Invasion. Das Militär wurde stets in Bereitschaft gehalten, 2000 außergewöhnliche Constables wurden in Sydney aufgenommen. Doch fehlte es der Streik-Epopoe auch nicht an melodramatischen Motiven. Ein solches war wohl die Prozeßion von wohlbekannten Bürgern von Sydney, die unter Eskorte von berittener Polizei und Spezial-Constables durch die Hauptstraßen von Sydney nichtunionistische Wolle transportirte. Beifall und Zischen kam aus der sich häufenden Zuschauer-menge, es kamen Steine geslogen. Ein Sturm auf die Prozeßion wurde versucht, die bewaffnete Gewalt richtete sich zum Widerstande, ein Beamter verlor den Müt-Alt und die Menge zerstreute sich. (Schluß folgt.)

Die Bevölkerungsabnahme in Frankreich.

Wo früher große Kulturstaaten mit einer dichten Bevölkerung existirt haben, weht jetzt der Wind den Sand durch die Wüste. Städte von märchenhafter Größe und Pracht liegen in Ruinen, nur von den wilden Thieren bewohnt; und die Völker, welche hier gewohnt haben, welche hier Korn bauten, Gärten pflanzten, Städte gründeten, Geisteswerke schufen — sind spurlos von der Erde verschwunden.

Auch unserer Kultur droht diese Gefahr, auch für uns rückt der Zeitpunkt der Entvölkerung und Verwüstung heran, wenn nicht bald eine neue Gesellschaftsordnung eingeführt ist. Denn nur eine verkehrte Gesellschaftsordnung kann es doch sein, welche solche Erfolge hat! Das Land hat die Menschen ernährt, als noch alles roh und wild war, als noch kein Handwerkzeug, keine Maschine ihm die Arbeit erleichterte, und noch keine Wissenschaft ihn gelehrt hatte, seine Arbeit zweckmäßig auf einen höheren Ertrag einzurichten. Dann wurden Erfindungen über Erfindungen gemacht, alle zu dem Zweck, die Arbeit ertragreich zu machen; der Boden trug hundertfältig, das Arbeitsprodukt des Menschen vertausendfachte sich — und jetzt mit einem Mal, wo sie hundert Mal mehr Nahrung hervorbringt, kann die Erde die Menschen nicht mehr ernähren, mit einem Mal, wo die Arbeit tausend Mal mehr Kleider schafft, kann sie die Menschen nicht mehr kleiden,

In Frankreich wird dies erschreckende Paradoxon schon Thatsache. Wenn der Ueberfluß der Geburten über die Todesfälle nur noch einige Jahre in der bisherigen Weise abnimmt, so wird der Moment eingetreten sein, wo sich die Bevölkerungsziffer absolut vermindert, wo man also von einer wirklichen Entvölkerung des Landes sprechen kann. Schon jetzt würde im Grunde dieser Zeitpunkt eingetreten sein, wenn nicht die in Frankreich lebenden Ausländer das von den Franzosen gelassene Defizit der Geburten ausfüllten und sogar in einen kleinen Ueberfluß über die Todesfälle verwandelten. Die Fremden also, deren Kinder zum großen Theil die französische Nationalität annehmen, die „Eindringlinge“, wie sie ein Theil der Franzosen nennt, verzögern den Zeitpunkt, in welchem die Nachbarvölker durch ihre weit stärkere Vermehrung das Uebergewicht über die französische Rasse erlangen müssen, und den weiteren, in welchem die letztere, wenn die Ursachen der Entvölkerung fortbauerten, schließlich erlöschen würde.

Die Bourgeoisie steht der furchtbaren Erscheinung rathlos gegenüber.

Lagneau zählt die Ursachen auf, welche der Bevölkerungszunahme Frankreichs im Wege stehen. Er konstatiert zunächst die Abnahme der Eheschlüsse. Dieselbe beträgt, wenn man die Ziffer von 1888 mit der von 1884 vergleicht, nicht weniger als 12707. Gleichzeitig wird das Alter, in welchem man sich in Frankreich verheirathet, ein immer späteres. Das Durchschnittsalter der in den Ehestand tretenden Männer beträgt 29, das der Frauen 25 Jahre, in beiden Fällen 2 Jahre mehr als vor einem halben Jahrhundert. Die Ursachen dieser Erscheinung sind zahlreich. Zunächst strömt die Bevölkerung vom flachen Lande nach den Städten, wo die Gründung eines Hausstandes schwieriger ist und weniger angestrebt wird. Die städtischen Arbeiter wohnen massenhaft in „Garnis“ und nehmen ihre Mahlzeiten in Speisehäusern. Dasselbe thun die Arbeiterinnen, Ladnerinnen u. Ein außerer Anlaß, sich zu verheirathen, liegt deshalb für beide seltener vor. Viele männliche und weibliche Dienstboten können sich nicht verehelichen, ohne ihre Stelle zu verlieren. Die Gehaltsverhältnisse der Beamten sind derart geordnet, daß in den ersten Jahren gar kein oder nur ein durchaus ungenügendes Gehalt gewährt wird; erst nach vielen Dienstjahren oder bestandenen Prüfungen gelangt man zur Möglichkeit, eine Familie zu ernähren; dann ist aber die Neigung oder Fähigkeit, eine solche zu gründen, häufig dahin. Auch die lange Militärpflicht bildet ein Hemmnis. Alle diese Ursachen verlängern das Junggesellenleben, begünstigen Leichtfertigkeit und Wirthshausverkehr, welcher oft zum Alkoholismus führt. Erzeugt ein Mann nach solchem Vorleben Kinder, so sind sie schwach und stich. Darum sinkt die Geburtsziffer in Frankreich so erschreckend. 1872, nach dem Kriege, betrug sie 26,7 Proz., gegenwärtig nur noch 23, gegen 42 in Preußen und 48 in Rußland. Andererseits ist seit 60 Jahren das Verhältnis der ehe-lichen zu den unehelichen Geburten von 5 Prozent auf 8 1/2 Proz. gestiegen. In gewissen Garnisonsstädten beträgt es 20, in Paris sogar 28 Proz. Von 100 Ehen sind 10 unfruchtbar. Eine erste Niederkunft ist in vielen Fällen auch die letzte, was nach Lagneau häufig eine Folge davon zu sein pflegt, daß die Mutter das Kind nicht selbst gestillt hat. Das Ammenwesen ist übrigens auch den Kindern verderblich; noch mehr aber die Saugflasche: von 6000 auf Kosten der Stadt Paris in der Provinz ohne Ammen aufgezogenen Kindern stirbt fast die Hälfte!

Natürlich sind das alles keine Gründe; wenn die Leute zu spät heirathen, so fragt es sich doch, weshalb sie das thun; und wenn die Ehen größtentheils unfruchtbar bleiben, so liegen da offenbar auch rein soziale Gründe vor; die Unfruchtbarkeit ist gewollt. Einfach lächerlich ist der Grund, daß die Frauen nicht selbst stillen, denn diesem Umstand verdanken z. B. die Nomadenvölker ihre höhere Kinderzahl gegenüber zurückgebliebenen Völkern.

Der wahre Grund ist aber sehr einfach: das Privateigenthum an den Produktionsmitteln. Wenn jetzt eine Universalmaschine erfunden würde, wo bloß zehn Menschen zu arbeiten bräuchten, um Brot, Kleidung, Feuerung und alle anderen Bedürfnisse für das Land zu erzeugen, so würde eine Aktiengesellschaft eine derartige Maschine bauen, zehn Arbeiter à 3 Frcs. oder 2 Frcs. 50 Cent. den Tag anstellen, und da dann die übrigen Arbeiter keine Arbeit mehr fänden, so können sie einfach verhungern; in kurzer Zeit würden in Frankreich nur noch die Aktionäre der Universalmaschine und ihre zehn Arbeiter leben.

Die Sache ist wirklich so. Die Maschinen haben die Arbeiter überflüssig gemacht, sie können jetzt darben, man hat sie nicht mehr nötig. Denn das früher vorhandene Gegengewicht existiert nicht mehr, daß sich mit jeder neu eingestellten Maschine, welche Arbeitskräfte überflüssig machte, der Markt erweiterte und ausländische Käufer erschießen, für deren Bedarf wieder Arbeitskräfte nötig waren. Die Leute im Ausland sind auch auf die kapitalistischen Sprünge gekommen und produzieren jetzt gleichfalls.

Und so treibt die gegenwärtige Kultur mit riesigen Kräfte zu ihrer eigenen Vernichtung, wenn nicht eine neue Gesellschaftsordnung, die soziale Revolution, Errettung bringt.

Ein Lohnstatistik, und Folgerungen, welche aus ihr zu ziehen sind.

Der durchschnittliche Jahresverdienst eines Häusers ist nach einem Artikel der „Zeitschr. des Königl. sächs. statist. Bureau's“:

1869: 805 Mark	1877: 958 Mark
1870: 877	1878: 956
1871: 1017	1879: 947
1872: 956	1880: 967
1873: 1216	1881: 956
1874: 1203	1882: 949
1875: 1100	1883: 941
1876: 996	1884: 961
	1885: 995

Leider fehlen die folgenden vier Jahre, welche gerade sehr interessante Zahlen bringen müßten.

Nebenbei wollen wir zu diesen Zahlen noch erwähnen, daß von 1869—1885 das Arbeitsprodukt sich mehr als verdoppelt hat, und von 10,44 auf 22,35 Pfl. gestiegen ist, von welcher Steigerung seines Arbeitsertrages der Arbeiter, wie man aus obiger Tabelle sieht, natürlich nichts abgetriegt hat.

Aber weshalb wir die Zahlenreihe hier abdrucken, hat seinen Grund darin, daß sie so lehrreich die Faktoren, welche den Lohn bestimmen, aufzeigt.

Von 877 Mark im Jahre 1870 schwillt der Lohn auf einmal auf 1017 im Jahre 1871, um 1872 wieder auf 956 zu fallen.

Ursache ist der Krieg, der einen großen Theil der Arbeiter der Produktion entzieht, sodas trotz der eingeschränkten Thätigkeit in einer Zeit, wo begreiflich Niemand kaufen will, sich doch ein relativer Arbeitermangel zeigt.

1873 steigt dann der Lohn mit einem Male auf 1216, um 1874 sich noch oben zu halten und 1875 und 1876 um je hundert Mark zu sinken.

Dem Milliardenregen und der durch die Einigkeit Deutschlands erzeugten gemüthvollen, idealen Begeisterung folgte „der wirtschaftliche Aufschwung“ in Gestalt einer schwindelhaft gesteigerten Produktion. Hauptmittel ist dazu die Kohle; und wenn auch die 1871 zurückgekehrten Krieger zunächst als Lohnbrüder auftraten — vermuthlich hatten sie den Respekt noch zu sehr in den Gliedern, um das unwürdig zu finden — so erhebt sich doch, freilich schon, als die Konjunktur beim absteigenden Knoten angelangt ist, der Lohn, um mit Fähigkeit noch das nächste Jahr festgehalten zu werden, bis dann schließlich die infolge der eingeschränkten Produktion überzählige Arbeiterschaft zu sehr drückt; und von nun an geht es immer bergab: 958, 956, 947; 1880 kommt ein kleiner Aufschwung, 1881 sehen wir schon wieder den Rückschlag; 1884 wieder ein kleiner Aufschwung, der noch 1885 anhält, von da an fehlen leider die Zahlen.

Welcher Jammer, welches Elend liegt hinter diesen trockenen Zahlen verborgen! Die Noth der aus dem Krieg Zurückkehrenden, welche ihre Stellen besetzt finden und ihren Freunden gegenüber Lohnbrüder werden mußten, ein kurzer Aufschwung, schlecht ausgenutzt naturgemäß, weil unvorbereitet, gefolgt von Betriebseinstellungen und Lohnreduzierungen; kräftige Männer, welche ehrlich und fleißig gearbeitet haben, auf die Landstraße geworfen und zum Wummel gemacht; Familien in Hunger und Noth gestürzt; die Glücklichen, die ihre Arbeit behalten haben, um eine ungeheure Summe im Lohn gekürzt, unvorhergesehen, sodas sie in Schulden stürzen mußten!

Die Zunahme des „Nationalwohlfandes“ in Sachsen pro Kopf.

Im Jahre 1879	327,41 Mk.
„ 1880	330,48
„ 1882	345,53
„ 1884	361,56
„ 1886	385,67
„ 1888	406,56

(Zeitschr. des Königl. sächs. statist. Bureau's.)
Eine nette Zunahme in 9 Jahren, nicht wahr? O, wie wohl müssen sich doch die Leute in Sachsen fühlen! In 9 Jahren fast 25 Prozent! Aber leider haben die Arbeiter davon nichts zu merken gekriegt; Beweis unser voriges Arbeiterbudget; die verdienen noch eben so viel, wie früher, und der ganze Zuwachs kommt lediglich der herrschenden Klasse zu gute.

Ja, ja, Zahlen reizen auf, selbst wenn sie aus einem königlichen Bureau kommen.

Vom Reichstag.

91. Sitzung.

Die zweite Berathung des Arbeiterschutzbudgets wird fortgesetzt mit § 125, dem Kontraktbruch oder Unternehmerprohibition. Für den Hohn des ganzen Geheges ist nichts bezeichnender, wie dieser Paragraph, welcher die vollständige Versklavung der Arbeiter festlegen soll.

Abg. Singer (Soz.): Die Arbeiter sollen noch mehr unter die Botmäßigkeit der Unternehmer gebracht werden als bisher. Die verbündeten Regierungen haben ja die Absicht, durch dieses Gesetz die Lage der Arbeiter zu verbessern. Aber der Effekt dieser Vorlage, namentlich der Bestimmungen über den Vertragsbruch wird nur sein ein ausgesprochenes Feudalitätsverhältnis zum Sänge der Unternehmer. Den Charakter der Strafe, die dem vertragsbrüchigen Arbeiter ertheilt werden soll, kann man auch durch die Bezeichnung „Entschädigung“ nicht nehmen. Die Regierung hat zur Begründung dieser Bestimmungen eine Statistik über die Arbeitseinstellungen in den letzten Jahren aufgemacht. Dazu aber gehört noch eine Statistik über die Gründe zu den Arbeitseinstellungen. (Wir haben vor einigen Nummern eine solche gebracht, welche ein österreichischer Fabrikinspektor für seinen Distrikt aufgestellt hatte.) Die Arbeiter wurden namentlich

im Bergbau vielfach durch die Rücksicht auf die Erhaltung ihres Lebens und ihrer Gesundheit gezwungen, die Arbeit einzustellen. Wie kommt man dazu, die Arbeiter zu Staatsbürgern zweiter Klasse zu machen, ihnen zu vertrauen, daß sie weniger die Heiligkeit des Wortes achten als anderen Bevölkerungsklassen? Der Privatdozent an der Münchener Universität, Dr. Löwenfeld, hat dem gegenüber gerade den Nachweis geführt, daß der Kontraktbruch der Arbeiter seltener ist, als der der Unternehmer. Der Minister sollte die schwere Beschuldigung, die er der Arbeiterklasse gemacht hat, zurücknehmen, da ihm der Nachweis der Unrichtigkeit derselben geführt ist. Es muß die Arbeiter empören und erbittern, wenn man sie wieder unter ein Ausnahmegesetz stellt. Der § 125 ist für uns unannehmbar, er bedeutet die Vertretung des einseitigen Klasseninteresses der Unternehmer. In dem Augenblick, wo diese Vorlage Gesetz wird, werden auch alle Arbeiter Sozialdemokraten werden, die es bisher noch nicht waren. Sie werden durch diese Vorlage die Sozialdemokraten nicht schädigen, sondern im Gegentheil bedeutend stärken. Dieser Paragraph wird als unauslöschliches Brandmal dem Liberalismus für alle Zeiten aufgeprägt werden. Denn einem Mitglied der freisinnigen Partei allein ist die Annahme des Paragraphen in der Kommission zu verdanken.

Jetzt ergreift unser alter Freund das Wort, den wir immer in unserem Andenken behalten werden, der Ex-Spizelminister Abg. v. Buttamer. Man höre den Edelstein der Nation: Die Sozialdemokraten sind nicht Vertreter der Arbeiter, sondern Feinde derselben; das haben sie durch ihre gestrige Abstimmung über die Kündigungsgesetze bewiesen und durch ihre Stellung zu den Wohlfahrtsanstalten der Arbeitgeber. Mit der offenen Betonung dieser ihrer Stellung haben sie einen großen taktischen Fehler begangen. (Buttamer als Sachverständiger unserer Latit — Großartig!) Dem Unfug, der mit dem Kontraktbruch von Seiten der Arbeiter getrieben wird, muß entschieden entgegengetreten werden. Herr Singer hat deshalb in gewisser Beziehung Recht, wenn er von einem Ausnahmegesetz spricht (Ausnahmegesetz — fäher Klang als leider vergangenen Zeiten!); denn es handelt sich um ganz außergewöhnliche Verhältnisse. Ich hätte das Ausnahmegesetz für berechtigt, wie ich die Aufhebung des Sozialistengesetzes bedauerte (Kanonen???) Der Kontraktbruch der Arbeiter ist vom Gesichtspunkte des öffentlichen Interesses ganz anders zu betrachten, als das naive Unrecht bei Nichtumhaltung eines Vertrages sonst. (Naives Unrecht ist gut; Herr v. Buttamer pflegte wohl auch naiv zu sein, als er noch Minister war?) Uebrigens wird ja der Unternehmer in diesem Paragraphen bei Kontraktbruch genau ebenso bestraft, wie die Arbeiter. Der Arbeiter ist sogar noch besser daran als der Arbeitgeber. Wir müssen dem Uebel entschieden entgegenzutreten (Kanonen!!!), und ich glaube nicht, daß das Hellmittel, das hier vorgeschlagen wird, nicht im Verhältnis zu dem Umfange des Uebels steht. Die steigende Erbitterung der Arbeiter, mit der und Herr Singer droht, wird uns nicht bange machen (Kanonen!!!).

Minister v. Berlepsch meint, daß der Kontraktbruch überhaupt genommen habe im Lande, und schlägt den Marx'schen Programmbrief aus.

95. Sitzung. (Fortsetzung.)

Abg. Bebel (Soz.): Herr von Buttamer hat nichts gelernt, aber beinahe alles vergessen, sonst müßte er wissen, wie weit er es mit dem Sozialistengesetz gebracht hat. Aber er ist ja immer ein Feind der Arbeiter gewesen, auch gegen ihre legitimen Bestrebungen. Es macht einen wunderbaren Eindruck, wenn Herr v. Buttamer sich hier groß aufspielt und den Arbeitern einen sittlichen Mangel andrückt, während er die schlimmsten Kontraktbrüche der Unternehmer als ein naives Unrecht bezeichnet. Es ist falsch, daß die Arbeiter besonders zum Kontraktbruch geneigt sind. Der Bergarbeiterstreik brach erst aus, als die Kohlenbarone aus der günstigen Konjunktur ungeheure Vortheile gezogen hatten. Da wollten die Arbeiter mit vollem Recht diese günstige Konjunktur benutzen, um die harten Missethate, unter denen sie im letzten Jahrzehnte schwer geküßelt, zu beseitigen. Diese Bewegung ist nicht von den Sozialdemokraten angefaßt, sondern unter dem Druck der Verhältnisse mit Elementargewalt hervorgerochen. Die Industrie, die Kohlenbarone sind dadurch nirgend geschädigt worden, sondern haben daraus einen ungeheuren Profit herausgeschlagen. Das ist bei allen Arbeitseinstellungen der Fall gewesen. Es ist oft vorgekommen, daß die Unternehmer ihre Arbeiter zu Streiks veranlaßt haben, nur um nachher ungeheurer den Waarenpreis heraufzuschrauben. Der Kohlenpreis war nach dem Streik um 55 Mk. heraufgegangen, der Arbeitslohn nur um 7 Mk. Wie kommt Herr v. Berlepsch dazu, demgegenüber von einer Schädigung der Industrie durch die Arbeitseinstellung zu sprechen? Während die Kohlenbarone die Konjunktur in Folge des Streiks benutzten, um ungeheure Profite einzubeimsen, lösten sie ihren Kontraktoren gegenüber ihre Verpflichtungen nicht ein, unter dem Vorwand, daß die Staatsbahnverwaltung ihnen nicht die genügende Anzahl Wagen gestellt habe. Das feste und dreiste Auftreten der Kohlenbesitzer scheint auf die Regierung Wirkung gehabt zu haben. Wegen das gemeingefährliche Treiben der Unternehmerliquen, der Kartelle, streift die Regierung und die Majorität des Reichstages nicht ein. Man hütet sich davor, weil der heutige Klassenhaß und die Herren von der Regierung, welche nichts weiter sind, als die Kommiss der herrschenden Klasse, diese Unternehmerliquen branden. Bei den vielen Arbeitseinstellungen mit Kontraktbruch handelt es sich um Vertriebe, in denen von einer Organisation nicht die Rede war. In England kommen Kontraktbrüche nicht vor, weil dort eine allgemeine Organisation der Arbeiter herrscht. Hier aber wird jede Arbeiterorganisation vernichtet von der Regierung, von den herrschenden Klassen. Hier sind die Streiks zweifellos von den Unternehmern provoziert worden. Unternehmer wie Herr von Stumm sind ja geschworene Feinde der Arbeiterorganisationen, er wirft jeden Arbeiter auf die Straße, der einem Gewerkeverein sich anschließt. Wegen eine solche Art von Kontraktbruch wird aber nicht eingeschritten. Dieser Paragraph entspringt dem Klassencharakter Ihrer Gesetzgebung. Würden von den Kontraktbrüchen nur die kleinen Leute betroffen, so hätte man den § 125 nicht gemacht; aber sie treffen die großen Herren, die Großindustriellen. Diese werden in erster Reihe von Lohninbehaltungen Gebrauch machen, vor allem die rheinisch-westfälischen Großindustriellen, die rücksichtslosten Ausbeuter der Welt, und später auch der Staat. Sie befragen darüber aber nur unsere Gesichte. Am allerwenigsten zu verstehen ist die Ausdehnung dieser Bestimmungen auf die armen Hausindustriellen. Statt dem System der Lohninbehaltungen einen Keil vorzuschieben, sanktionieren Sie es hier geradezu. Ankläger und Richter ist hier in einer Person vorhanden, der Industrielle, sein Werkmeister hat allein zu entscheiden. Am allerhandbarsten wird dieses System angewandt in der Handweberei, wo die Abzüge, die der Kunde dem Kaufmann macht, von diesem auf den Fabrikanten und von diesem auf die armen Weber in erhöhtem Maße abgewälzt werden. Alle diese Verhältnisse werden durch die gegenwärtige Gesetzgebung noch verschlimmert. Thun Sie, was Sie nicht lassen können, Sie glauben in Ihrem Interesse gehandelt zu haben, in Wirklichkeit handeln Sie in unserem.

Abg. Dr. Hirsch (Soz.): Ich bitte meine Partei dringend, festzuhalten an ihren alten Traditionen und das gute Recht der Arbeiter zu schützen und zu vertreten. (Welche Traditionen? Wann haben die Deutschfreisinnigen das gute Recht der Arbeiter

vertreten? Wann haben sie die Arbeiter anders angesehen, wie als dummes Stummvieh, dem man ein paar Redensarten vorredet und die Einem dann durch die Ohren folgen?

Abg. Hise (Centr.) erklärt unter Zustimmung der Konventionen, daß die Rede von Hebel Staub aufgewirbelt hat. (Das glauben wir! Und dieser Staub befiel den Herren wohl eilig in die Augen!)

Abg. Köhler (natl.) leistet sich den Scherz, zu behaupten, wenn sich die Arbeiter erst an den Anordnungsparagraphen gewöhnt haben, dann wird ein gutes Verhältnis eintreten zwischen Arbeiter und Ausbeuter. (Ja, wenn sich die Arbeiter daran gewöhnen können, dann müßten sie Kulis sein, und dann mag ja allerdings das „gute Verhältnis“ eintreten.)

Abg. v. Stumm (natl.) bildet sich ein, daß weder er, noch irgend ein anderer Arbeitgeber vom Marke des Arbeiters zehre. (Natürlich, auf der Meufurarte steht das nicht, deshalb weiß er das auch wohl nicht.) Aber die sozialdemokratischen Agitatoren zehren.

Abg. Hebel erwidert auf diese Gemeinheit, daß die sozialdemokratischen Agitatoren den Arbeitern jedenfalls nur das nehmen könnten, was die Blutfinger, die Unternehmer, ihnen noch übrig gelassen hätten.

96. Sitzung.
Wahlprüfungen und dergl.

97. Sitzung.

Der Abg. Dade (Dfr.) ist traurig darüber, daß der Kriegsminister gesagt hat, die Offiziere seien dumm und unpatrisch. (Wir können diesen Ausspruch auch nicht billigen; denn gewöhnlich sind im Gegenteile Dummheit und preußischer Patriotismus vereint.)

Der Reichskanzler v. Caprivi betätigt den ergrimmten öffentlichen Volksvertreter und sagt, daß die Offiziere im Gegenteile sehr klug, gebildet und patriotisch sind; auf welche Weise denn der deutsche Reichstag seine Zeit sehr anmuthig und zweckentsprechend verbringt.

Es wird mit dieser Unterbrechung mit dem sogenannten Arbeiterschutzes fortgefahren.

Ein Antrag Auer (Soz.) unterlag während der Betriebszeit die Heranziehung der Lehrlinge zu häuslichen Dienstleistungen, beschränkt die Arbeitszeit derselben auf 10 Stunden und verbietet die Beschäftigung der Lehrlinge unter 17 Jahren während der Zeit von Abends 8 Uhr bis Morgens 5 Uhr.

Abg. Hebel (Soz.) motiviert den Antrag damit, daß man dem Mißbrauch, der mit der Beschäftigung von Lehrlingen getrieben werde, entgegenzutreten müsse. Beschäftigung des Lehrlings mit Privatangelegenheiten des Meisters dürfe nur zulässig sein, wo für den Lehrling sonst nicht genügende Arbeit vorhanden sei. Die Lehrlinge seien oft oft Mädchen für Alles. Ebenso notwendig sei die Festsetzung einer Maximalarbeitszeit für die Lehrlinge, um eine Ausbeutung ihrer Arbeitskraft zu verhindern. Es würde heutzutage von unsozialen Meistern geradezu Lehrlingsjagd getrieben, um Schmutzfontänen machen zu können.

Abg. Meunier (Centr.) meint, das werden schon die Jammern besorgen; man setze ja auch sonst den Bod zum Gärtner.

Abg. Rath Wilhelm hat Erfahrungen (war er in der Lehre?) gemacht, und weiß daher, daß das mit dem Auer'schen Antrag nichts ist. Ueberhaupt, die ganzen Sozialdemokraten

können nichts wie Streifen, und es wäre eben viel besser, wenn sie überhaupt nicht da wären.

98. Sitzung.

Reden über den Inhalt der Arbeitsordnung.

Abg. Freiherr v. Stumm (natl.) predigt, wie Johannes in der Wüste: Das Schwärmen der Autorität sei die größte Gefahr der Jetztzeit, es mache sich bereits auf dem Lande bemerkbar, und man müsse befürchten, daß es auch auf die Armeen übergehe. Die Autorität der Arbeitgeber müsse beseitigt werden, wenn der Arbeitgeber nicht aus seiner Haut fahren solle. Wenn sein Antrag abgelehnt werde, so werde die Krat an die Wurzeln der Monarchie gelegt.

Abg. Hebel (Soz.) findet die Stellungnahme des Abg. v. Stumm begründlich, da er in seinem Betriebe eine Fabrikordnung habe, die zu den härtesten in ganz Deutschland gehöre. Den Arbeitgebern schreibe Herr v. Stumm die Rolle des Erziehers zu. Zunächst sollten sie aber erst ihre Söhne erziehen lernen, deren Verhalten auf den Universitäten man ja kenne, zunächst sollten sie selbst den Befähigungsnachweis dafür erbringen. Die Gebr. Stumm in Reunfingen spielten ihren Arbeitern gegenüber auch außerhalb des Betriebes die Polizei. Im Königreich Stumm brauche man nicht Staat und Behörde, da genüge die Firma Stumm und ihre Fabrikordnung. Dort sei den Arbeitern sogar verboten, sich zu verheirathen, ohne den Chef vorher zu benachrichtigen u. s. w. In der Fabrikordnung der Gebr. Stumm würden die Arbeiter auch in ihrem Privatverhalten, namentlich in ihren Vergnügungen, durch ein ausgedehntes Spioniersystem überwacht; es werde ihnen z. B. das unerlaubte Schließen bei Kindtaufen, in der Reunfingnacht u. s. w. verboten. Die Behörden müßten selbst in einer Art von Abhängigkeitsverhältnis zu den Gebr. Stumm stehen, sonst würden sie sich einen solchen Eingriff in ihre Befugnisse nicht gefallen lassen. Die sächsische Staatsbahnverwaltung habe in ihre Fabrikordnung sogar die Bestimmung aufgenommen, daß kein Arbeiter unter 16 oder über 35 Jahre aufgenommen werden dürfe. Würden die unteren Verwaltungsbehörden es wagen, gegen eine solche Fabrikordnung der obersten Staatsbehörden einzuschreiten? Auer führt eine Reihe weiterer Bestimmungen aus Fabrikordnungen von Staatsbetrieben an, durch welche den Arbeitern die politische Gleichberechtigung genommen werde. Demgegenüber sei es dringend nötig, schon jetzt genau zu wissen, welche Vorschriften in die Fabrikordnungen zukünftig aufgenommen werden dürften.

99. Sitzung.

Fortsetzung des Sozialschwindels. Es wird darüber geredet, ob der Erlaß einer Arbeitsordnung die Arbeiter mit angeht werden sollen. Ein Antrag Auer verlangt, immer, die Vorlage, nur da, wo ein ständiger Arbeitsausschuß (Richtmänner) besteht. Natürlich der alte Reform: Antrag Auer abgelehnt. Ferner soll die Arbeitsordnung der unteren Verwaltungsbehörde eingehängt werden (welche den Unternehmern eben die Augen nicht ausbaden wird). Ein Antrag Auer verlangt: An Fabrikinspektoren. Antrag Auer abgelehnt.

Trotz dieser bedeutenden Leistungen ist der deutsche Reichstag doch noch nicht mude, sondern eröffnet nach bloß einer halben Stunde Pause die

100. Sitzung.

Geschwindigkeit ist keine Hererei. Man unterhält sich namentlich über die Arbeiterauschüsse.

Abg. Schmidt (Dfr.) schwimmt in Hormontgefühlen. Er tritt entschieden für die ständigen Arbeiterauschüsse in den Fabriken ein; dieselben würden auf das persönliche Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter günstig einwirken.

Abg. Hebel (Soz.) steht darin, daß man von einer obligatorischen Einführung der Arbeiterauschüsse absehe, den Beweis, daß Niemand sich mehr als patriotisch dafür erwärme. Die Arbeiterauschüsse seien nur zum Schein eine konstitutionelle Einrichtung, sie sollten nur den Fabrikfeudalismus verbeden. Der Wahlmodus garantiere nicht eine Zusammenlegung der Arbeiterauschüsse, welche eine wirkliche Vertretung der Arbeiter darstelle. Außerdem seien die Ausschüsse jederzeit der Nachregelung durch die Fabrikbesitzer ausgesetzt. Es solle eine Instanz geschaffen werden zur raschen und beide Theile befriedigenden Beilegung von Streitigkeiten zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern. Den Willen dazu hätten die Sozialdemokraten durch ihre Stellungnahme zu den Gewerbegerichten bewiesen. Aber in der heutigen Gesellschaft sei ein Einvernehmen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern nicht immer möglich, und hier hätten die Arbeitskammern ihre Thätigkeit zu entwickeln, welche weit freier und unabhängiger beständen, als die Arbeiterauschüsse. Alle Bestimmungen dieses Gesetzes seien nur Palliativmittel, welche nur einen schänen Schein haben, aber in Wahrheit nichts bedeuten. Die Bestimmung, daß die Arbeiterauschüsse nur in ihrer Mehrzahl von den Arbeitern zu wählen seien, beweise, daß die Unternehmer einen großen Einfluß auf die Zusammenlegung haben sollen. Die klassenbewußten Arbeiter seien Sozialdemokraten, und so lange das kapitalistische Ausbeutungssystem bestehen werde, werde die Zahl der Sozialdemokraten immer wachsen, bis die Freiheit der sozialdemokratischen Weltordnung erreicht sei.

Den Witz des Tages leistet diesmal wieder

Abg. Köhler (natl.). Er glaubt, daß noch nicht ein Viertel der Arbeiter Sozialdemokraten sind. Die Arbeiter hätten sozialdemokratisch gewählt, um von den Unternehmern etwas herauszuschlagen.

Nach Untersuchung durch die Berliner Preß-Kommission hat sich herausgestellt, daß die verschiedenen Gerüchte über den Genossen Fink unklar sind, daß derselbe schon seit 1886 Mitglied des Bauvereins der Kaler ist und auch vordem niemals Mitglied eines Strich-Dunder'schen Gewerkevereins war. Die Preß-Kommission.

Literarisches.

„Moderne Blätter“. Nr. 1, Inhalt: Modern. Gedicht von J. Schaumburger; Bakteriologisches von Hans v. Gumpenberg; Rembrandt des Erziehers erstes Frühstückchen von C. F. Bierbaum; Todesstrafe von M. G. Conrad; In der Passionswoche. Gedicht von Ludw. Schaff; Federzeichnung. Gedicht von H. v. Meier; Kritische Theatergänge von J. Sch.; Zur Kennzeichnung des Segners von M. Sawann; Verschiedenes. Preis pro Quartal M. 1.25, Einzelnummer 10 Pf. Verlag der Münchener Handelsbruderei und Verlagsanstalt R. Voelk. München.

Zentral-Kranken- u. Begräbnis-
klasse der Sattler etc.

Ortsverwaltung Berlin.
Hauptmitglieder-Versammlung
am **Sonnabend, den 18. April**, Abds. 8 1/2 Uhr,
in **Reyer's Salon**, Alte Jakobstr. 83.

- Tagesordnung:
1. Kassendbericht pro 1. Quartal.
2. Besprechung über unsere Stellung zur Hilfskassen-Kommission.
3. Verschiedenes.

Mitgliedsbuch legitimiert.
Zu recht zahlreichen Besuch ladet freundlichst ein
Der Vorstand.
NB. Zugleich machen wir auf das am 6. Juni im Gisteller stattfindende Sommerfest der Klasse aufmerksam.

Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß ich das **Schönfeld'sche**

Weiß- und Bairischbier-Lokal
mit **Vereinszimmer** käuflich übernommen habe. Um freundlichen Besuch bittet

Wilhelm Grube, Mariendorferstr. 10.
Beiträge zum Wahlverein und zur Arbeiterbildungsschule werden entgegengenommen, auch Eintrittskarten zur Bildungsschule sind zu haben.

Achtung! Achtung!
Allen gewerkschaftlichen und politischen Arbeiter-Organisationen zur gefälligen Kenntnissnahme, daß ich meinen Saal nebst Vereinszimmer zu allen Versammlungen herbe. Gleichzeitig empfehle meine sonstigen **Restaurationsräume**. Es wird mein Bestreben sein, nur gute Speisen und Getränke zu verabreichen.
Pyrtok, Restaurateur,
Gypstrasse 3.

„Vorwärts“
Organ für die Interessen des arbeitenden Volkes.
Buenos Aires (Argentinien)
Calle Reconquista 650.
Das Blatt erscheint wöchentlich und bringt Originalberichte über die sozialen und politischen Verhältnisse in Südamerika. Allen Arbeitervereinen, Arbeitervereinigungen und politisch thätigen Personen in der Arbeiterbewegung zur zuverlässigen Information über Südamerika bestens empfohlen.
Jährl. Abonnementpreis Doll. 2.50. Vorausbezahlung.

Empfehle den Parteigenossen, sowie den Gewerkschaften zum 1. Mai: **Die Arbeiterbewegung im Jahre 1890** in sauberer Einrahmung, Fahnenbild **Lassalle** auf dickem Kartonpapier, **Die Heimkehr, Lassalle und Marx, Krücker, Kaiser, Hasenclever, Fr. Engels** u. s. w. in Original-Aufnahmen, **Sinnsprüche, Gruppenbilder**. Nach Auswärts brieflich. Wiederverkäufer **Rabatt**. Ersuche die Genossen bei Bedarf sich meiner zu erinnern.

Karl Scholz, Wrangelstr. 32.

E. M. Wilschke, Junkerstrasse 1.
Katzbachstr. 1 (Ecke der Hofstr.)
Cigarren u. Taback, Pfeifen u. Cigarrenspitzen,
alle Sorten Cigarretten.
Zahlstelle der „**Volksbühne**“, der **Bildungsschule** und des **Wahlvereins**.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte
Uhrenfabrik
von
MAX BUSSE
157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.
Grosse Abschlässe mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von
Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaren
zu fabelhaft billigen Preisen.
Spezialität: Ringe.
Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

Genossen empfehle mein Gutgeschäft. **Arbeits nur mit Fabrikanten**, welche sich der **Kontrollmarken deutscher Hutmacher** angenommen haben. Bitte zu beachten: Köpenickerstrasse 126, nahe der **Adalbr.-strasse**.

Adolph Kehr.
Restaurant zum „Zukunftsstaat“
Adolph Scholtz,
Kastanien-Allee Nr. 35. (Bis 12 Uhr Nachts geöffnet).
Arbeiterliteratur inkl. „Gazeta Robotnicza“ liegt aus.

Agitations-Nummern
der „**Berliner Volks-Tribüne**“ stehen unseren
Freunden gratis zur Verfügung.

Der Arbeits-Nachweis
der
Klavier-Arbeiter
befindet sich jetzt Rannysstr. 78, im Restaurant **Winter**. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitgliedern wie an Nichtmitgliedern unentgeltlich statt.
Die Arbeitsvermittlungs-Kommission.

Ein Maschinenmeister
und ein **Schweizerdegen**
werden für eine Wiener Buchdruckerei gesucht. Fachthätigkeit und gute Schulbildung unerlässlich. Offerten an Moriz Jersch, Wien, Wollnerstrasse 21.

Druckbinderei u. Blumenhandlg.
von
J. Meyer
Berlin SO., Wienerstrasse 1,
(in der Ecke bei der Mantelstrasse).
Bekannteste Preise. Auch Versandt.
Käuflich und gut.
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von
Cigarren u. Taback.
Dasselbe Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Gärler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein
Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 13.
Empfehle allen Freunden und Genossen mein
Weiß- und Bairischbier-Lokal.
Zimmer mit und ohne **Piano** für Vereine und Borsände sind noch einige Abende in der Woche zu vergeben.

Fr. Zubeil, Rannysstr. 86.
Allen Freunden und Bekannten empfehle mein Lokal zu
Festlichkeiten
und anderen Vergnügen. Auch ist das **Vereinszimmer** noch einige Abende zu vergeben.
J. B. Friedrich Kuhlmeier,
Schnitzhauer Allee 28.

Wendt's Salon
Köllnerstrasse 17, früher Brandenburgstr. 33.
Empfehle allen Freunden und Genossen mein
Ball-Salon.
Rudolph Wendt.

Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsachen, Bestellungen nach Maas,
empfiehlt wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen
J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.
Bitte genau auf die Firma zu achten.